MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81601-9

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

HEINRICH, ALFRED

TITLE:

TROJA BEI HOMER UND IN DER WIRKLICHKEIT

PLACE:

GRAZ

DATE:

1895

Master Negative #

93-81601-9

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

886
Z8
v.4

Heinrich, Alfred,
...Troja bei Homer und in der wirklichkeit, von Professor Alfred Heinrich.., Graz, im verlage des K. K. Ersten staats-gymnasiums, 1895.
47 p. illus. 25½ cm.

At head of title: Jahresbericht des K. K. Ersten staats-gymnasiums in Graz...1895.

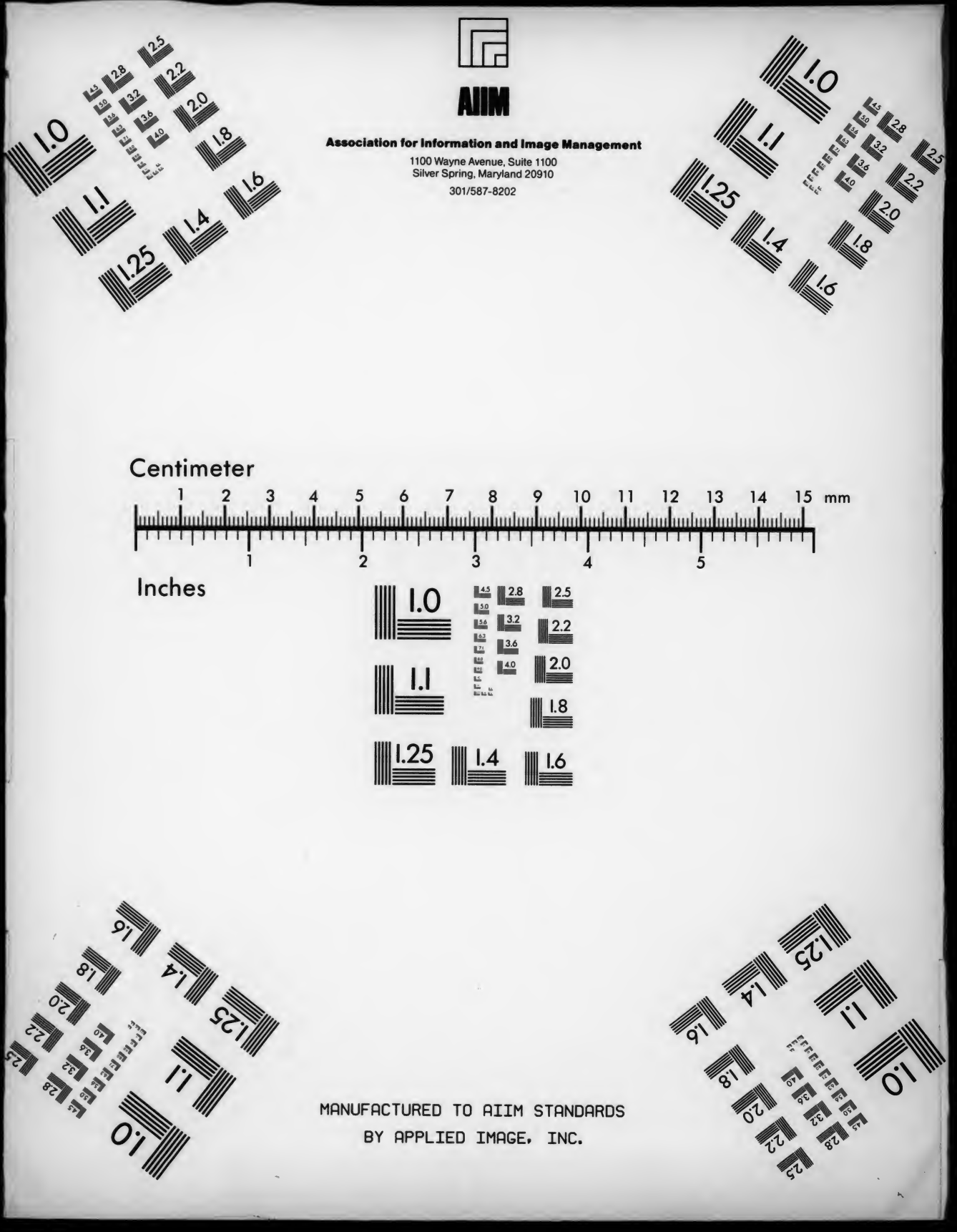
Volume of pamphlets

142476

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 12X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/23/93 INITIALS EC.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Troy, Ancient - Archaeology
10.5
886
28

Jahresbericht

des

k. k. ersten Staats-Gymnasiums

in Graz.

Veröffentlicht

am Schlusse des Studien-Jahres

1895

vom

Director Dr. Arthur Steinwenter.

Inhalt:

1. Troja bei Homer und in der Wirklichkeit. Von Professor Alfred Heinrich.
2. Schulnachrichten vom Director.

GRAZ.
Im Verlage des k. k. ersten Staats-Gymnasiums.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria' in Graz.

Troja bei Homer und in der Wirklichkeit.[1]

Es hat eine Zeit gegeben, wo man sagte, es habe keinen Sinn, nach dem Troja Homers zu suchen. Man fürchtete dadurch den Wert der Dichtung herabzusetzen, oder man hielt die Stadt des Priamos ebenso für ein Phantasiegebilde als die Insel des Phäakenkönigs in der Odyssee. Die einen mochten sich sagen, unsere Theilnahme hat der Held, der für seine Stadt kämpft, und fällt und sein furchtbarer, unversöhnlicher Gegner, aber was ist uns Troja? Seine Mauern und Zinnen, seine Thürme und Thore kümmern uns nicht; und ob der Fluss, an dessen Ufern der Kampf tobt, Skamandros heißt oder sonstwie, ist für den Leser ziemlich gleichgiltig. Die andern konnten sich vorhalten, dass die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen, wie Goethe sagt, der Verstand nicht beikommen kann. Wenn es in den Gedichten physische Unmöglichkeiten gibt, wenn märchenhafte Züge darin enthalten sind, so kann auch der Schauplatz der Handlung vom Dichter frei erfunden sein. Man hatte aber in beiden Fällen unrecht. Es ist ja richtig, dass die Äußerlichkeiten nicht den dichterischen Wert ausmachen, dass uns nicht der Thurm am Skäischen Thore rührt, sondern die Mutter, die von ihm aus ihren Sohn und seinen tragischen Untergang sieht. Aber die Scenerie ist doch etwas Nothwendiges, die Natur bildet zu Thaten, Kämpfen und Leiden die Umgebung, und da die ebensowenig fehlen darf, als man ein Gebäude in die Luft bauen kann, so dürfen wir auch erwarten, dass der Dichter ihr ein gewisses Interesse entgegenbringt. Dieses muss so weit gehen, dass er eine bestimmte Vorstellung von dem Raume hat, auf dem er seine Personen handeln lässt. Ist diese Vorstellung so unklar, dass sie der Leser in seinem Geiste nicht nachschaffen kann, so wirkt diese Erkenntnis nicht gerade erhebend, sondern wird je öfter sie sich aufdrängt desto störender und lässt den Dichter in unserer Schätzung sinken. Dabei bleibt es freilich für die dichterische Wirkung gleichgiltig, ob der Dichter den Ort der Handlung erfunden und frei aus seiner Phantasie erschaffen oder aber einen wirklichen Ort mit seinen Gestalten bevölkert hat. Wenn man aber bedenkt, dass neben manchem mythischen Motiv in allen Volksepen historischer Gehalt steckt, der an einer bestimmten Gegend, an einer bestimmten

[1] Der Gegenstand ist seit Schliemanns Ausgrabungen öfter behandelt worden. Abschließende Fund-Ergebnisse haben aber erst die Grabungen des Jahres 1894 gebracht, denen ich ein paar Tage beizuwohnen das Glück hatte.

Stätte haftet, dann wird man wenig geneigt sein, in Troja nur das Phantasiegebilde eines Dichters zu erblicken. Auch die natürliche Entwicklung der Poesie spricht dagegen. Der volle und ganze Reiz liegt nicht im Erdichteten. Der Wirklichkeit poetische Gestalt zu geben, sie künstlerisch anschaulich auszusprechen, war von je das Ziel der großen Dichter; dies gilt vom Ort nicht minder als von der Handlung. Wer das Gegentheil macht und das Erfundene, „das Imaginative", wie Merk bei Goethe sagt, also eine bloße Allgemeinheit zu verwirklichen sucht, der wird selten den Erdgeruch und die Localfarbe der lebenswahren Wirklichkeit in seine Schöpfung bringen. Homer ist kein phantastischer Dichter. Selten genug verlässt er in der Ilias den Boden der Wirklichkeit, um aus dem Reich der Phantasie seine Gebilde zu holen. Es ist überhaupt nicht hellenische Art, phantastisch zu sein, und erst eine spätere, weniger naive Poesie konnte daran denken, Unmöglichkeiten dichterisch zu verwerten. Und jede nähere Prüfung der homerischen Dichtungen zeigt uns, wie Homer vor allem individuelle Erscheinungen des Lebens liebt; in ihnen spiegelt sich ihm das Leben der Welt. Seine ganze köstliche Phantasie ist mit sinnlicher Weltauffassung getränkt und durchsättigt. Mit welcher Lust zählt er Einzelheiten auf, welche Freude macht ihm die Schilderung von wirklichen Dingen! Die durch Schliemanns Ausgrabungen veranlasste neue Betrachtung und Behandlung der Alterthümer hat durch die Vertiefung in die reale Welt Homers das Verständnis des Dichters überraschend gefördert. Dies beweist das bekannte Buch von Helbig (Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, zweite Auflage, Leipzig 1877). Aber die Funde und Studien der jüngsten Jahre haben die Angaben Helbigs in vielen Punkten richtiggestellt und ergänzt Wir werden später Gelegenheit haben, Beispiele solcher Art anzuführen. Es sei hier nur auf eine nicht großartige, aber doch interessante Entdeckung der letzten Zeit hingewiesen. Am Ende des vierten Gesanges der Odyssee reist Telemachos von Pylos zu Wagen den ersten Tag bis Pherä in Messenien und den nächsten Tag nach Sparta. Man hat eine Wagenfahrt über den Taygetos, über den auch heute nur Saumpfade führen, für unmöglich erklärt,[1] aber im vorigen Jahre ist das Vorhandensein einer antiken Fahrstraße über den Taygetos nachgewiesen worden. Im Süden der Langada-Schlucht hat man an drei Stellen unverkennbare, künstlich eingeschnittene, antike Wagenspuren entdeckt.[2] Die Angabe der Dichtung ist somit hinlänglich begründet.

In Zusammenhang mit der Frage, ob Troja nach der Natur geschildert ist, steht auch die Frage, ob die Schilderung Ithakas in der Odyssee auf der Wirklichkeit beruht. R. Hercher hat dem schönen Eiland einen eintägigen Besuch abgestattet, ohne den wichtigen nördlichen Theil der Insel kennen zu lernen.[3]

[1] Bursian, Geographie von Griechenland, II, S. 104 f.; vgl. auch Ameis zu der Stelle.

[2] E. Pernice, Aus Messenien, Mittheilungen des archäologischen Institutes in Athen, 1894, S. 365 ff.

[3] Homer und das Ithaka der Wirklichkeit, Hermes, II, 263 (Homer. Aufsätze, Berlin 1881, S. 1 ff.).

Er hat auf Grund dieser wenig gründlichen Anschauung in einem Aufsatz, der viel Beifall gefunden hat, die Annahme von der Autopsie Homers zurückgewiesen.[1] Nach eingehender Untersuchung und längerem Aufenthalt auf der Insel hat J. Partsch in einem schönen Aufsatz dargethan, dass die Vorstellungen, die wir in der Odyssee von der Insel gewinnen, mit der Wirklichkeit sich trefflich vereinen lassen.[2] Es ist kein Zufall mehr, wenn die Einzeldinge, die der Dichter nennt, sich ungezwungen auf Ithaka wiederfinden.[3] Freilich darf man die Burg des Odysseus nicht, wie Hercher und Schliemann, auf dem 380 *m* hohen Berge Aetos (auf der schmalsten Stelle des Eilandes), sondern im Norden der Insel bei der Bucht von Polis suchen.

Demnach haben wir wohl das Recht, auch nach dem Troja Homers zu suchen, und der unbefangene Sinn der Alten hat kein Bedenken gehabt, das Gleiche zu thun, und der Perserkönig Xerxes, Alexander der Große, der lakedämonische Admiral Mindaros und andere haben die zu ihrer Zeit Ilion genannte Stadt der troischen Landschaft in dem frommen Glauben besucht, auf der von Homer besungenen Stätte zu stehen.[4] Es war die allgemeine Ansicht des Alterthums, dass die spätere, historische Stadt Ilion auf dem heute Hissarlik genannten Hügel an derselben Stelle erbaut ist, wie das von Homer besungene Troja.[5]

[1] Auch O. Seeck, Die Quellen der Odyssee, S. 281, behauptet, nichts weise darauf hin, dass der Dichter jemals den Boden der Insel betreten habe.

[2] Kephallenia und Ithaka, Ergänzungsheft Nr. 98 zu Petermanns Mittheilungen, 1890.

[3] Auch E. Seillière, Une excursion à Ithaque, Paris 1892, hat, weniger eingehend, aber auch ansprechend, in gleichem Sinne geschrieben. Sieh besonders über die Lage der Stadt des Odysseus, S. 43, und über das Gehöfte des Eumaeos auf der Höhe mit herrlicher Aussicht περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ ξ 6, S. 56 ff.

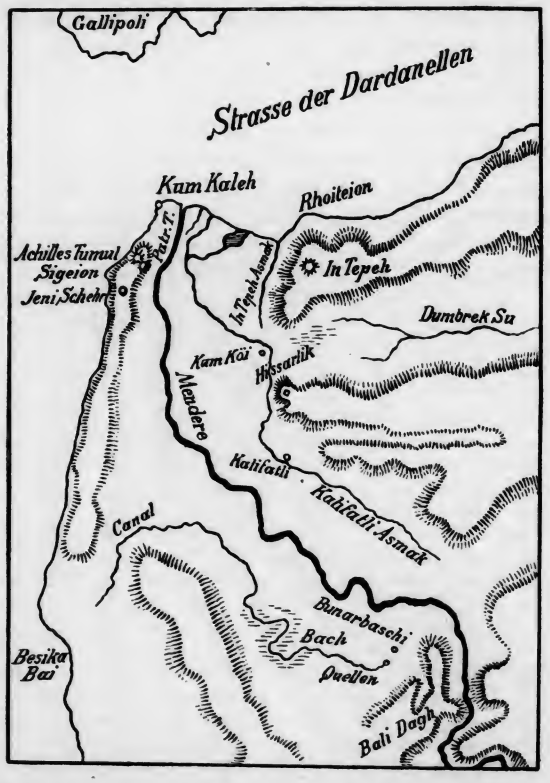
[4] Die Stellen gesammelt in Schliemanns Ilios, S. 193 ff.

[5] Erst um 330 v. Chr. sagt der Redner Lykurgos (in Leocratem, § 62), dass Troja nach der Zerstörung unbewohnt geblieben ist, und um 190 v. Chr. wollte der gelehrte Demetrius von Skepsis den damaligen Bewohnern von Ilion ihren Anspruch, auf der durch Homer geadelten Stätte zu wohnen, nicht gönnen. Er behauptete, das alte Troja habe weiter landeinwärts beim sogenannten Dorfe der Ilier gelegen. (Sieh darüber Schliemann, Ilios, S. 200 ff.; Mahaffy, The site and antiquity of the hellenic Ilion, Journal of Hellenic studies, S. 69 ff.; Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, zweite Auflage, S. 33 ff.). Jebb schließt aus den auf Demetrius zurückgehenden Nachrichten bei Strabo, dass das gesammte verständige Alterthum die Ansprüche der Bewohner von Ilion verwarf (Journal of Hellenic studies, S. 203, und An introduction to the Iliad, dritte Auflage, S. 100), aber mit Unrecht. Die beiden Gründe des Demetrius sind als unrichtig nachgewiesen, und gegen Demetrius hat man mit vollem Recht die Autorität des viel älteren Logographen Hellanikos von Mitylene (Mahaffy, S. 74) angeführt, der das spätere Ilion an derselben Stelle ansetzt wie das homerische (daher folgert Sittl, Parerga, 1893, S. 19 f., aus dem Fragment des Hellanikos im Genfer Scholion zu Φ 444 mit Unrecht, dass Hellanikos Troja nicht auf Hissarlik angesetzt habe). Und wenn man dem Hellanikos Unzuverlässigkeit zuschreibt, so dürfen wir die Verlässlichkeit des Demetrius auch nicht zu hoch anschlagen, der z. B. die Stadt Arne (Schiffskatalog B., 507) vom Kopaissee verschlungen sein lässt, während sie im vorigen Jahre in den Ruinen von Gla entdeckt worden ist.

Erster Abschnitt.

Die Troas und die Ansiedlungen auf Hissarlik.

Das Thal des Mendere, in dem die meisten den antiken Skamander erkennen, öffnet sich gegen den Hellespont (Straße der Dardanellen) gerade gegenüber der Spitze des thrakischen Chersones (Halbinsel von Gallipoli). Sieh das Kärtchen im Text. Vom Meeresstrande behält das Thal etwa vier Stunden weit aufwärts eine



Breite von mehr als einer Stunde. Weiter im Süden windet sich der vom höchsten Gipfel des Ida, vom Gargaros (1670 *m*) kommende Fluss nach einem Laufe von etwa 30 *km* für ein paar Stunden durch eine enge Felsschlucht und tritt in der Nähe des türkischen Dorfes Bunarbaschi hinaus in die troische Ebene. Manches Floß führt hier, wo Felsen den Fluss in engeren Schranken halten, das Holz aus dem Gebirge zu Thal, wie schon zu Homers Zeiten das Holz von den Abhängen des Ida (auf Maulthieren) geholt werden musste (Il., XXIII 117). Der linke Rand

des untersten Skamanderthales, welches hier allein in Betracht kommt, wird durch eine schmale, recht niedere Hügelkette gebildet, die mit ihrer anderen Seite steil gegen das ägäische Meer abfällt. Sie endigt im Cap Sigeion, von dem sich nach Norden eine Sandzunge vorschiebt, auf deren Spitze die türkische Festung Kum Kalé (Sandschloss) erbaut ist. Der rechte Thalrand wird dagegen von einem breiten, öfter durchschnittenen, im allgemeinen 40—50 *m* hohen Hügelgelände gebildet, welches am Hellespont in das Cap Rhoiteion ausläuft. Kurz vorher wird es durch ein von Osten kommendes Seitenthal des Mendere, das Thal des Dumbrek Su, den man mit dem antiken Simoeis identificiert, unterbrochen. In der guten Jahreszeit erreicht das Flüsschen den Mendere nicht, sondern bleibt in Sümpfen stecken. Die südliche Ecke zwischen den beiden Thälern bildet der Hügel von Hissarlik, der durch einen niederen, im Laufe vieler Jahrhunderte durch Bauschutt erhöhten Sattel mit dem dahinterliegenden Gelände verbunden ist. Hier stand in historischer Zeit die Stadt Ilion, die auf den Karten mitunter fälschlich Novum Ilium genannt wird Die westliche Hügelkette des Skamanderthales ist so niedrig, dass man vom Bord des Dampfschiffes aus, gleich nachdem es zwischen der Insel Tenedos und dem Festland von Kleinasien durchgefahren ist, die Schutthalden der Schliemann'schen Ausgrabungen auf dem Hügel von Hissarlik erblickt. Könnte man hier landen, so erreichte man in etwas mehr als einer Stunde die Trümmerstätte von Ilion. Statt dessen müssen wir unsere Ungeduld zähmen und Τρώων πόλιν εἰσορόωντες in den Hellespont einfahren, denn erst in der Nähe des alten Abydos, in der Dardanellen-Station Tschanak Kalessi hält der Dampfer an. Um Hissarlik zu erreichen, muss man von den Dardanellen sechs Stunden nach Südwesten zurückreiten, anfangs den Hellespont entlang, später über das niedere, mit zahlreichen Knopperneichen bestandene Hügelland, über welches man zuletzt in das Thal des Simoeis und durch dieses in schöner Flusslandschaft nach dem Hügel von Hissarlik gelangt. Der natürliche Fels, der diese Höhe bildet, erhebt sich nur $18^1/_2$ *m* über die Ebenen des Simoeis und des Skamander, aber durch den tiefen Bauschutt, den hier Jahrtausende aufgehäuft haben, ist seine Höhe bis über 30 *m* gestiegen. Nach Norden, gegen die saftigen Simoeiswiesen, fällt er ziemlich steil, nach Westen in das Thal des Skamander mit sanfterem Hange ab. Hissarlik, zu deutsch Kleine Festung, ist kein Ort, sondern der Name des Hügels, den ihm die Türken wegen seiner Lage und wegen der alten Mauerreste, die er trug, gegeben haben. Wenige Schritte südlich von Hissarlik, aber doch noch auf der Höhe des Hügelzuges, stehen jetzt sechs oder sieben von Schliemann vor Jahren erbaute Holzhütten, die man in Erinnerung an den großen Entdecker Schliemannopolis zu nennen pflegt. Steht man auf Hissarlik, so sieht man im Norden die Landzunge des thrakischen Chersones und den Eingang in den „stark strömenden" Hellespont, wie ihn Homer bezeichnend nennt, so deutlich, dass man die aus- und einlaufenden Dampfer unterscheiden kann. Im Nordwesten nimmt den Blick das mächtige Gebirge der Insel Imbros gefangen, hinter dem der 1600 *m* hohe Saoke von Samothrake emporragt. Diese beiden Eilande sind es, die das weitere Landschaftsbild von Troja beherrschen,

und bei Sonnenuntergang heben sich die Umrisse dieser übereinandergethürmten dunkelblauen Berge auf das schärfste von dem glühenden Roth des Nordwesthimmels ab. Gegen dieses Bild verschwindet die Erscheinung des im Südosten blauenden Ida, der trotz seiner 1670 *m* bei dem allmählichen Ansteigen des Geländes und der immerhin weiten Entfernung nur einen mäßigen Eindruck macht. Wenn Poseidon auf der Höhe des samothrakischen Gebirges sich befand, konnte er fast noch besser als Zeus vom Gipfel des Ida das Schlachtfeld von Troja überschauen. Die wiederholte Beziehung auf Imbros und Samothrake[1] (bei Homer „die thrakische Samos") und auf die weiter südlich liegende Insel Tenedos, die ebenfalls sichtbar ist, zeigt uns, dass der Dichter das Landschaftsbild der Troas aus eigener Anschauung kannte. Noch weiter westlich zeigt sich Lemnos und bei reinem Wetter morgens und besonders gegen Abend der spitze Kegel des Athos, den auch schon Homer (Il., XIV 229) erwähnt.

Beschäftigen wir uns jetzt mit den hydrographischen Verhältnissen,[2] die ja für die Frage, ob der Dichter nach der Natur schildert, besonders wichtig sein müssen, so fällt zuerst die Thatsache auf, dass der Skamander, wohl über eine halbe Stunde von Hissarlik entfernt, mehr am westlichen Thalrand hinfließt; bald bemerken wir aber, nur wenige Minuten von Hissarlik entfernt, ein altes Flussbett des Skamander. Es zieht sich 22 *km* lang an der östlichen Thalwand hin und mündet nach einer Unterbrechung beim Dorfe Kum Köi hart an der östlichen Hügelkette neben dem rechts davon stehenden sogenannten Grabhügel des Aias, der etwas südlich vom Cap Rhoiteion sich erhebt und von den Türken In Tepe genannt wird. Davon heißt dieser todte Arm, der vom Meer her mit Wasser gefüllt ist, In Tepe Asmak, während der südliche längere Theil den Namen Kalifatli Asmak, nach dem Dorfe Kalifatli, führt. Dieser südliche alte Flusslauf, dessen Bett dem Skamanderbett an Breite durchaus nicht nachsteht, ist im Sommer mit einer Reihe unzusammenhängender Pfützen erfüllt, aber in der Zeit der Regengüsse wird auch er vom Skamander bewässert. Bei dem Dorfe Kum Köi (Sanddorf) biegt freilich der Kalifatli Asmak nach Westen ab und verzweigt sich dann mehrfach, aber man darf annehmen, dass der alte Skamanderlauf sich in dem In Tepe Asmak fortgesetzt hat. Denn nach den in Betracht kommenden Stellen der Ilias liegt das Schiffslager der Griechen am linken Ufer des Skamander. Priamos z. B. fährt im vierundzwanzigsten Gesang der Ilias, um die Leiche Hektors zu holen, von Troja aus, überschreitet den Skamander an der mehrmals erwähnten Furt und kommt dann zum Lager der Griechen.[3] Wenn die Vermuthung Schliemanns,[4] dass der Kalifatli Asmak und weiter der In Tepe Asmak das Bett des alten

[1] Λ 38; Λ 652; N 12, 33, 171, 197; Ξ 281; Φ 43; Ω 78.

[2] Darüber bes. Virchow, Beiträge zur Landeskunde der Troas (Abhandlungen der Berliner Akademie, 1879).

[3] Beloch, Griechische Geschichte, I, Straßburg 1893, S. 143, Anm. 3, behauptet mit Unrecht, dass schon die Ilias den heutigen Flusslauf voraussetzt. Er erklärt Ω 692, gezwungen, Λ 498 ff. und Φ 1—11, unrichtig (πεδίονδε meint die Sim. Ebene) und übersieht Ξ 433 f. und Π 395 ff.

[4] Ilios, S. 97.

Skamander darstellen, richtig ist — und es scheint nichts dagegen zu sprechen —, so ist die Thatsache, dass dieses alte Flussbett bis zur Mündung ins Meer sich verfolgen lässt, von hervorragender Wichtigkeit. Wir lernen daraus, dass die Küstenlinie des Hellespont sich im Laufe der Zeit nicht vorgeschoben hat[1] und dass somit die Entfernung Hissarliks vom Meere heute die gleiche ist, wie zur Zeit des trojanischen Krieges; sie beträgt in gerader Linie beiläufig $4^1/_2$ *km*, und das gleiche Ausmaß gibt im zweiten Jahrhundert v. Chr. der Geograph Skylax mit 25 Stadien = $4^1/_2$ *km* an.[2]

Der Skamander führt, Il., V 36, das Epitheton ἠϋτέες, welches verschieden erklärt wird. Wer seine steilen, durch Unterwaschungen abgebrochenen Ufer gesehen hat, wird nicht daran zweifeln, dass damit eben diese für den Skamander charakteristische Uferbildung bezeichnet werden soll. Wir wissen ja auch aus Il., XXI 171, 175, 200, dass die Ufer des Flusses steil und hoch waren. Neben dem Skamander, der selbst kein bedeutender Fluss ist (im Juni etwa 6 *m* breit und $^1/_2$ bis $^1/_3$ *m* tief), verschwindet fast der im Sommer versumpfende Simoeis. Hercher[3] behauptet, dass in der Ilias nirgends ausgesprochen sei, dass der Simoeis kleiner als der Skamander gewesen. Da anderseits in der Ilias an vielen Stellen vom Flusse schlechthin die Rede sei, so müsse man schließen, dass der Simoeis überhaupt keine Berechtigung habe und erst von einem Nachdichter in die troische Ebene eingeführt sei, der von den wirklichen Gewässern derselben nichts gewusst habe. Dieser Bemerkung ist kein großes Gewicht beizulegen. Die Einführung des Simoeis beruht vielmehr auf lebendiger Anschauung der hydrographischen Verhältnisse des Landes, wie W. Roßmann[4] in schöner Weise gezeigt hat. Im Beginn des einundzwanzigsten Gesanges drängt Achilles eine Schar Troer in den Skamander, springt ihnen nach und beginnt im Flusse entsetzlich zu morden. Da schwillt der wüthende Skamander an und bedrängt den Helden mit seinen Fluten. Achilles glaubt vergehen zu müssen, doch Poseidon und Athene leihen ihm Trost und Kraft. Aber der Skamander lässt nicht nach und ruft, V 308, laut zum Simoeis:

„Bruder, wohlan! die Gewalt des Mannes da müssen wir beid' itzt
Bändigen, oder sofort des herrschenden Priamos Feste
Wirft er in Staub; denn die Troer bestehen ihn nicht im Getümmel!
Auf denn, und hilf in Eil', und erfülle den Strom mit Gewässern
Rings aus den Quellen der Berg', und ermuntere jeglichen Gießbach!
Hoch nun erhebe die Flut, und rolle mit donnernder Woge
Blöck' und Steine daher, dass den schrecklichen Mann wir bezähmen,
Welcher die Schlacht durchherrscht und gleich den Unsterblichen schaltet!
Nicht soll, mein' ich, die Kraft ihn vertheidigen oder die Bildung,
Noch die prangenden Waffen: die sollen mir tief in dem Sumpfe

[1] Virchow, Landeskunde, S, 124 ff., beweist auch aus anderen Gründen, dass ein Anwachsen der Ebene gegen den Hellespont zu nicht stattgefunden hat. Die starke Strömung trägt alle Ablagerungen fort.

[2] § 95 (Ἴλιον) ἀπέχει δὲ ἀπὸ τῆς θαλάττης στάδια κέ.

[3] Über die hom. Ebene von Troja, Abhandlungen der preußischen Akademie, 1875, S. 101 (Hom. Aufsätze, S. 26 ff.).

[4] Über Schliemanns Troja, Deutsche Rundschau, 1876, S. 256 ff.

Liegen von häufigem Schlamme bedeckt, und ihn selber umwälz' ich
Rings mit Sand, in den Schwall von Muscheln und Kies ihn verschüttend,
Hoch, dass selbst sein Gebein nicht aufzusammeln vermögen
Argos' Söhn' im unendlichen Wust, den ich über ihn ausgoss!"

„Dieses Bild", sagt Roßmann, „wäre unmöglich, wenn der Simoeis ein ganz selbständiger Fluss wäre. Außerordentlich treffend aber ist es für das Verhältnis, dass der Simoeis für gewöhnlich in seinem Laufe träge ermüdet, in Sümpfen stecken bleibt und nur zuweilen im Affecte des Hochwassers den Skamander erreicht." Der großartigen Scene liegt also ein ebenso großartiger Vorgang in der Natur zugrunde, und wenn später der Skamander durch Feuer gebändigt wird, so dürfte auch hier ein wirklicher Brand zugrunde liegen. Wenigstens pflegen die Landleute in der Troas, um Ackergrund zu gewinnen, die Binsen, das Schilfrohr und das Tamariskengestrüpp, das die Ufer des Flusses begleitet, mitunter anzuzünden, indem sie dadurch zugleich roden und düngen.[1] Die Sage hat hier wie in so vielen Fällen unmittelbar an wirkliche Vorgänge angeknüpft. Ein anderes Beispiel bietet Il., XX 57, wo Poseidon das Land weithin erschüttert, die Gebirge und den quellenreichen Ida und der Troer Stadt und das Schiffslager der Achaier. Auch das ist der Natur entnommen, denn die Troas ist ein hervorragend vulcanisches Land.[2] Aber auch die Flora und Fauna der troischen Ebene stimmt im wesentlichen mit den Angaben Homers überein.[3] Kurz, die Ilias enthält eine Menge charakteristischer Züge der Landschaft, Züge, die nur jemand geben kann, der sie mit eigenen Augen gesehen. Dem gegenüber will es wenig bedeuten, wenn wir einzelne Dinge wie den Hügel Kallikolone (XX 53), nicht mit Sicherheit bestimmen können. Solche Dinge wie Hügel, Grotten, Quellen hat der Dichter nach Bedürfnis angenommen, und man wird die warme und die kalte Quelle vor Troja ebensowenig suchen dürfen als die Nymphengrotte auf Ithaka. Übrigens fehlt es nicht an Quellen, die aus dem Hügel von Hissarlik entspringen, und auch die Schwellung der Ebene (X 160) kann man, wenn man will, bei Kum Köi finden.[4] Es sei noch erwähnt, dass in der Troas mehrere Grabhügel sich befinden, von denen der sogenannte Tumulus des Achilles nach Schliemanns Untersuchung[5] etwa aus dem neunten Jahrhundert v. Chr. stammt. Ihn kennt schon die Odyssee, XXIV 80—84.

Bisher haben wir stillschweigend angenommen, dass das homerische Troja auf dem Hügel von Hissarlik gestanden. Wir müssen uns nun etwas mit der Meinung derjenigen beschäftigen, die zwar annehmen, dass der Schilderung Homers die Wirklichkeit zugrunde liege, die aber die Stadt nicht auf Hissarlik suchen, sondern weiter südlich auf dem 144 *m* hohen Bali Dagh bei Bunarbaschi.

[1] Roßmann a. a. O., S. 271.

[2] Virchow a. a. O., S. 10 f.

[3] Schliemann, Ilios, S. 129 ff. Statt der Rinderherden durchziehen jetzt Büffel das Land. In ungeheuren Mengen sind die Störche vorhanden, ὀρνίθων πετεηνῶν ἔθνεα πολλά. Homer hat sie wohl unter den γέρανοι mit verstanden (Ilios, S. 132).

[4] Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen, zweite Auflage, S. 41 f.

[5] Troja, S. 271 ff.

Diese Ansicht ist zuerst von Lechevalier aufgestellt worden, der in den Jahren 1785 und 1786 die troische Ebene bereiste.[1] Obwohl nahezu alles dagegen spricht, namentlich die Höhe des Hügels, zu dessen Ersteigung man fast eine halbe Stunde braucht, und die Entfernung vom Hellespont, die mehr als vier Stunden beträgt, so ist diese sonderbare Behauptung seither doch nie völlig verstummt, sondern, wie es mit so curiosen Dingen schon geht, stets aufs neue mit den schlechtesten und lächerlichsten Gründen vertheidigt worden. Nach den Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds sollte man eigentlich die Sache für abgethan halten. Schon das hohe Alter der durch Schliemann auf Hissarlik aufgedeckten Ansiedlungen lässt sich mit den unbedeutenden Resten des verhältnismäßig jungen Mauerwerkes auf dem Bali Dagh gar nicht vergleichen. Trotzdem hat die Bunarbaschi-Theorie auch in der allerjüngsten Zeit ihre Vertreter gefunden.[2]

Wir brauchen uns mit dieser jetzt nicht mehr ernst zu nehmenden Ansicht hier nicht weiter zu beschäftigen. In früheren Jahren war sie begreiflich, und so hat auch Moltke, vom strategischen Standpunkt der Gegenwart urtheilend, sich Troja auf dem Bali Dagh gedacht, aber mit dem, was wir heute wissen, ist diese Ansicht nicht mehr vereinbar. Wir müssen Troja, wie später gezeigt werden wird, auf einer sehr mäßigen Anhöhe, nicht allzuweit vom Meer entfernt suchen. Auf dem Bali Dagh kann es ebensowenig gestanden haben, als die Burg des Odysseus auf dem Aetos.[3]

[1] Schliemann, Ilios, S. 210 ff.

[2] Sittl, Parerga, 1893, S. 19 ff. — G. Nikolaïdes, περὶ τοῦ καθ' Ὅμηρον Ἰλίου, Ἐφημερὶς ἀρχαιολ. 1894, S. 69—100. Auch Nikolaïdes' Gründe sind völlig unzureichend. Er stützt sich wieder auf die Quellen bei Bunarbaschi und auf den Feigenbaum. Er meint (S. 74), dass Homer, X 148, sagen wolle, dass die als warm bezeichnete Quelle nur im Winter warm sei und dampfe, eine ganz verkehrte Auffassung, denn jede gute Quelle hat ganz natürlich bei großer Winterkälte diese Eigenschaft; beide (Gruppen von) Quellen aber haben so ziemlich gleiche Temperatur. Ebensowenig Wert hat die Berufung auf den Feigenbaum, denn an vielen wasserhaltigen Punkten der Ebene wächst der schon durch seinen Duft sich verrathende wilde Feigenbaum. Ein sicherer Beweis für die Lage Trojas auf dem Bali Dagh soll die bekannte Darstellung der belagerten Stadt auf dem Bruchstück des silbernen Gefäßes aus dem vierten Schachtgrab auf der Akropolis von Mykenä sein. (Das vierte Grab stammt als ältestes jedenfalls aus einer vor dem trojanischen Krieg liegenden Zeit.) Die Stadt ist nach Nikolaïdes Troja. Auf dem Thurm stehen die weiblichen Verwandten Hektors, Hekabe, die mit der Rechten sich das Haar ausreißt und den Schleier wegwirft (nach X 405 f.), Andromache und andere, welche schauen, wie Hektor von Achilles verfolgt und getödtet wird — diese Darstellung ist eben weggebrochen. In den Bogenschützen, die unter der Mauer knien, sieht Nikolaïdes nicht Vertheidiger der Stadt, sondern Griechen, denen Achilles zuwinkt (X 205 f.), nicht auf Hektor zu schießen. In den runden und länglichen Zeichen unter den Füßen der Kämpfer erkennt er die zwei Quellen (!), und da die Stadtmauer sich auf ansteigendem Terrain erhebt, so glaubt er den Beweis erbracht zu haben, dass schon dieser uralte Künstler Troja auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen sein lässt.

[3] Die Lage auf dem Bali Dagh mag etwa für Dardania passen (Υ 216). W. C. Lawton, Notes on Bunarbaschi and other sites in the Troad (Papers of the Archaeol. Inst. of America, 1879, S. 161 f.).

Glücklicher als auf Ithaka hat Schliemann im Jahre 1871 auf Hissarlik den ersten Spatenstich gethan. Die Arbeiten, die in zwanzig Jahren sechsmal unterbrochen und immer wieder aufgenommen worden sind, haben, wie es bei Ausgrabungen so häufig geht, Unerwartetes zutage gefördert. Schliemann hat im Laufe der Jahre sieben Schichten menschlicher Ansiedlungen an dieser Stätte übereinander entdeckt. Freilich, bei den letzten Grabungen, die er 1890 im Vereine mit W. Dörpfeld vornahm, zeigte es sich, dass man mit sieben Schichten nicht ausreiche und dass man neun Ansiedlungen zählen müsse. Die älteste Ansiedlung ist unbedeutend; sie stammt aus einer Zeit, deren Cultur sich mit der Kupferzeit in Europa vergleichen lässt; aber in der darüberliegenden Schicht, der zweiten von unten gezählt, glaubte Schliemann die Burg des Priamos erkennen zu müssen. Sie hatte die bedeutendste Mauer — abgesehen von den späteren griechischen und römischen Bauten. Sie allein konnte das homerische Troja sein. Alle Gebäude dieser Stadt waren durch eine furchtbare Feuersbrunst, die das Holz verkohlt und den Lehm zu Schlacken gebrannt hatte, zugrunde gegangen. Im Jahre 1890 wurde festgestellt, dass sich drei Bauperioden dieser Ansiedlung unterscheiden lassen,[1] die durch Neubauten und Erweiterungen zu erklären sind. So fand sich ein dreifacher Mauerring: die jüngere Mauer liegt im allgemeinen jedesmal weiter nach außen als die ältere und umschließt somit den Burghügel in immer weiterem Umfang. An der Südwest-Seite stehen die Mauern, besonders die jüngste, die aus kleinen Steinen mit starker Böschung angelegt ist, noch mehrere Meter hoch aufrecht, den Abhang des Hügels umfangend. Auf dieser Steinmauer erhob sich eine Mauer aus Lehmziegeln, von der noch Reste erhalten sind. Im Innern deckte Schliemann die Spuren einiger Gebäude auf, deren Fundamente aus Stein bestehen, während die Wände aus Lehmziegeln aufgemauert waren.[2] In einem Gebäude in der Nähe des Westthores fand Schliemann schon 1873 einen Schatz vom Gold- und Silbergeräth, den er anfangs für den Schatz des Priamos ansah und der heute im Museum für Völkerkunde in Berlin zur Schau gestellt ist. Später sind in derselben Schicht noch neun kleinere Schätze aus Edelmetall entdeckt worden.

Über der zweiten Besiedlungsschicht liegen die Reste ärmlicher Niederlassungen, die sich als dritte, vierte und fünfte Schicht unterscheiden lassen, und über der fünften Schicht endlich die Ruinen des historisch-griechischen und des römischen Ilion. Als Schliemann 1890 durch die Angriffe des Hauptmannes a. D. E. Boetticher[3] sich veranlasst sah, mit Unterstützung Dörpfelds die Arbeiten in

[1] Schliemann, Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890, S. 41.

[2] Diese Anlagen stimmen ziemlich mit den später gefundenen Gebäuden auf den Burgen von Tiryns und Mykenä, doch hatten sie quadratische Vorhallen, während die der Königshäuser in Tiryns und Mykenä rechteckige Gestalt haben. Zwei mächtige Thore finden sich in dem Südost über Süd nach West laufenden Mauerstück. Thürme haben die beiden älteren Mauerlinien, die jüngste hat nur an der Südost-Seite, wo das Steinfundament nur 1 *m* hoch ist, Thürme.

[3] Der Schliemann einer Fälschung von Ausgrabungs-Ergebnissen beschuldigt hatte und behauptete, Hissarlik sei nichts weiter als eine Feuernekropole.

Troja fortzusetzen, wurden über der fünften Schicht von unten die Spuren einer bisher übersehenen Schicht gefunden, die sich zunächst durch die eigenthümlichen, höchst charakteristischen Thongefäße ankündigte, welche ein sicheres Kennzeichen der sogenannten mykenischen Cultur sind. Außerdem fanden sich Reste stattlicher Gebäude, die zu dieser Ansiedlung gehörten. Dass Schliemann nicht schon bei früheren Grabungen auf Spuren dieser Schicht gestoßen war, kommt daher, dass die Römer bei ihrer Besiedlung des Ortes die Kuppe des Burghügels sammt den Bauten früherer Zeiten wegschnitten, um ebenen Boden zu gewinnen.[1] Dieser Planierung fielen die damals vorhandenen obersten drei Schichten (die sechste, siebente und achte) zum Opfer, und nur gegen die Ränder des Hügels erhielten sich die Bauwerke der sechsten, siebenten und achten Schicht. Diese Ausgrabungen haben auch gelehrt, dass das von Griechen historischer Zeit bewohnte Ilion zwei Ansiedlungen unterscheiden lasse, eine ältere aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. (siebente Schicht) und eine jüngere aus dem dritten Jahrhundert (achte Schicht).

Es galt nun, diese Spuren der sechsten Stadt zu verfolgen. Allein zu Weihnachten 1890 starb Schliemann. Da hielt es seine Witwe, Frau Sophie Schliemann, für ihre Pflicht, die Grabungen fortzusetzen und stellte Dr. Dörpfeld, dem langjährigen Mitarbeiter ihres Mannes, die Mittel für eine dreimonatliche Arbeitszeit zur Verfügung. So konnten endlich im Jahre 1893 — der Ausbruch der Cholera erlaubte es nicht früher — die Arbeiten fortgesetzt werden. Zum Abschlusse gebracht wurden sie aber erst Mitte Juli 1894, nach einer zwölfwöchentlichen Arbeit, deren Kosten diesmal von dem deutschen Kaiser aus den Dispositionsfonds bestritten wurden. Es gelang im Jahre 1894, die Festungsmauer der sechsten Burgbesiedlung, soweit sie noch erhalten war, mit ihren Thürmen und Thoren völlig frei zu legen und im Innern der Burg die Reste mehrerer Gebäude aufzudecken, die alle in einem beiläufig 40 *m* breiten Streifen neben der Mauer gefunden worden sind. Die Burgmauer mit den Gebäuden wird später beschrieben werden. Diese überraschenden Entdeckungen waren von außerordentlicher Tragweite; sie brachten etwas Licht in das Dunkel, das über den zahlreichen menschlichen Anbauten dieser merkwürdigen Stelle schwebt, denn die Zeit der sogenannten mykenischen Cultur, der die sechste Burg angehören muss, lässt sich mit einiger Sicherheit bestimmen.

Zweiter Abschnitt.

Die mykenische Cultur und das homerische Epos.

Mit dem Ausdruck „mykenische Cultur“ wird eine bestimmte Stufe culturgeschichtlicher Entwicklung bezeichnet, die bisher fast in der ganzen Osthälfte Griechenlands und auf den Inseln im östlichen Becken des Mittelmeeres nach-

[1] Auch hat Schliemann in seinem Eifer, die zweite Burg freizulegen, die etwa noch vorhandenen Reste zerstört; denn was über der zweiten Burg lag, hat er bis auf einige Erdklötze, die noch heute im Innern bis zur ursprünglichen Höhe aufragen, weggenommen.

gewiesen worden ist. Die deutlichen Spuren ihres Einflusses lassen sich aber noch weiter verfolgen in Ägypten, im westlichen Griechenland (Kephallenia), in Unteritalien, Sicilien und Sardinien. Schliemanns Funde in Mykenä haben sie zuerst bekannt gemacht und ihren Namen geprägt. Es war eine glückliche Fügung, dass Schliemann mit Unterbrechung seiner Arbeiten in Troja durch seine Nachgrabungen in Mykenä und Tyrins die mykenische Cultur entdeckt hatte, bevor noch die Reste dieser Cultur auf Hissarlik zutage kamen. Die mykenische Cultur ist im allgemeinen eine Bronzecultur und insofern eine den Bronzeculturen des nördlichen Europas ähnliche Erscheinung. Aber durch die Zeit ihres Auftretens und durch die hohe Stufe ihrer Entwicklung nimmt sie eine ganz andere Stellung ein. Sie hat etwas Räthselhaftes an sich; sie bildet ein Problem, dessen Lösung noch nicht völlig gelungen ist. Jedes Jahr bringt zahlreiche und bedeutungsvolle Entdeckungen, und überraschende Zusammenhänge enthüllen sich. Für eine auch nur oberflächliche Darstellung dieser Cultur ist hier nicht der Raum,[1] nur ihre Kennzeichen sollen hervorgehoben werden. Das Wichtigste wird bei ihrer Vergleichung mit der homerischen Cultur zur Sprache kommen.

Auf dem Gebiete der Baukunst gehören die gewaltigen Mauern, die man kyklopische zu nennen pflegt, hieher mit ihren starken kunstvollen Thorbauten, obschon sich auch in dieser Zeit Mauerwerk aus regelmäßiger gefügten Steinen findet.[2] Ferner Palastbauten mit Säulenhallen (die Basen aus Stein, die Säulen aus Holz). Endlich kunstvoll gebaute Kuppelgräber nebst einfacheren Schachtgräbern und horizontal in einen Berghang geschnittenen Kammergräbern. Spuren in und vor den Gräbern zeigen, dass hier ein großartiger Todtencultus getrieben wurde. Auf dem Gebiete der Kunst finden wir die Anfänge der Steinsculptur, wie das Löwenthor vou Mykenä zeigt, geschnittene Steine (besonders Carneol, Achat, Bergkrystall, Jaspis, Amethyst) und eine Metalltechnik, die in eingelegter und getriebener Arbeit Staunenswertes leistet. Hier bilden den Höhepunkt des Könnens die berühmten fünf Dolchklingen (eingelegte Arbeit) aus den Schachtgräbern von Mykenä uud die beiden Goldbecher (getriebene Arbeit) aus dem Kuppelgrab von Waphié (Βαφειό, 5 *km* südöstlich von Sparta). Diese Arbeiten sind indes irgendwie durch den Orient beeinflusst. Völlig vollständig dagegen und mit echtem Erfindungsgeist begabt zeigen sich die Mykenäer in der Herstellung und Bemalung von Thongefäßen. Die eigenthümliche, gefirniste Topfware aus feinem Thon mit aufgemaltem Ornament, zu dem Pflanzen und Seethiere verwendet

[1] Die Literatur bei G. Busolt, Griechische Geschichte, I, zweite Auflage, 1893, S. 3—5, der selbst S. 5—126 eine gute Darstellung gibt. Seither kommen noch hinzu: E. Reisch, Die mykenische Frage, Verhandlungen der XLII. Versammlung deutscher Philologen in Wien, Leipzig 1894, S. 97—122. — Χ. Τσοῦντας, Μυκῆναι καὶ Μυκηναῖος πολιτισμός, Ἀθήνησιν 1893. — G. Perrot et Ch. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, tome VI, das umfassendste Werk mit zahlreichen Abbildungen, 1033 Seiten.

[2] Die Burgmauer auf dem Bruchstücke des Silbergefäßes aus dem vierten Schachtgrab darf nicht, wie z. B. Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, II, S. 160, Anm., thut, als Beweis angeführt werden. Sie ist ein Lehmziegelbau mit Holzverband (Reichel, Über hom. Waffen, S. 142).

sind, besonders Polypen, Schnecken, Muscheln, Quallen, Seesterne, Fische, Algen, Lilienblüten, Epheublätter und Palmbäume, sind daher auch nebst den Kuppel- und Kammergräbern das sichere und entscheidende Kennzeichen dieser Cultur. Die vollendetsten Vasen dieser Art, die des sogenannten dritten Stiles[1] haben eine glänzende, glatte Oberfläche und einen gelblichen, warmen Farbenton. Die Firnisfarbe der Ornamente „durchläuft alle Nuancen von Gelb bis Schwarzbraun". Diese Vasen mit Firnismalerei zeigen eine so übereinstimmende Technik, Form und Ornamentik, dass sie alle an einem Ort gefertigt sein müssen, und alle Spuren weisen nach Mykenä.[2] Von hier wurden sie durch den Handel nach den fernsten Küsten des östlichen Mittelmeeres verbreitet. Auch in der Form sind einige Gefäße charakteristisch: es finden sich Bügelkannen mit schmalem Ausguss und kleinen Henkeln an den Schultern des Gefäßes. Diese Kunst der Thontechnik hat natürlich eine lange Zeit der Entwicklung durchgemacht. Man setzt die Blütezeit der mykenischen Cultur gewöhnlich in das fünfzehnte bis zehnte Jahrhundert v. Chr., ein Ansatz, der sich daraus ergibt, dass in Mykenä und anderwärts zusammen mit mykenischen Dingen ägyptische Gegenstände gefunden worden sind, deren Zeit sich durch eingeschriebene Königsnamen hat bestimmen lassen.[3] Auch haben sich Vasen mykenischen Stiles in Ägypten gefunden mit Gegenständen aus der Zeit der achtzehnten bis zwanzigsten Dynastie, also aus der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.[4] Die Anfänge dieser Cultur müssen jedoch mindestens bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. hinaufreichen, denn an mehreren Orten lässt sich eine Vorstufe der mykenischen Cultur aus den Vasenscherben nachweisen. Auf einigen Inseln, auf Kreta, Kypros, Thera, Amorgos, an der Ostküste Griechenlands[5] muss schon um 2000 v. Chr. eine Kunst-Industrie betrieben worden sein. Hier wurden die Gefäße bereits durchgehends auf der Töpferscheibe hergestellt[6] und auf eine bisher ganz unbekannte Weise in mattglänzender Firnisfarbe mit Pflanzen- und Thier-Ornamenten bemalt. Es sind die ersten schüchternen Versuche, die später in Mykenä zu hoher Kunstentwicklung geführt haben.

[1] A. Furtwaengler und G. Loeschke, Mykenische Vasen, Berlin 1886, S. VIII.

[2] Furtwaengler-Loeschke a. a. O., S. IX.

[3] Reisch a. a. O., S. 101. — Beloch, Griechische Geschichte, I, S. 84 f., Anm. 3, sagt allerdings, die Namen berühmter Könige sind noch Jahrhunderte nach dem Tode ihrer Träger in Skarabäen geschnitten worden. Allein wenigstens gegen die Cartouche Amenophis III., Ἐφημ. ἀρχ. 1888, S 156, lässt sich dieser Einwand nicht erheben; ebensowenig gegen die Scherbe ägyptischen Porzellans. Ἐφημ. 1891, S. 18 ff., wo ebenfalls der Name des Amenophis III., also zum drittenmal erscheint.

[4] Flinders Petrie, Kahun, Gurob and Hawara, S. 42, Tafel 28. Beloch schließt mit Unrecht daraus auf Beeinflussung mykenischer Keramik durch orientalische Muster.

[5] In Tiryns unter den Fundamenten des Königspalastes, in Eleusis bei Athen, in Orchomenos in Böotien.

[6] Die Töpferscheibe kennt man in Babylon seit den ältesten Zeiten. In Troja sind die Gefäße der ersten Stadt noch nicht auf der Töpferscheibe hergestellt; in der zweiten Stadt finden sich bereits infolge des östlichen Einflusses auf der Scheibe gedrehte Gefäße.

Auf Grund der charakteristischen mykenischen Topfware, die in der sechsten Ansiedlung auf Hissarlik neben den natürlich weit zahlreicheren einfärbigen Gefäßen troischer Arbeit gefunden worden ist, musste jene Ansiedlung in das Zeitalter der mykenischen Cultur verlegt werden. Bei dem Mangel an Inschriften tritt gewissermaßen die Beschaffenheit der Gefäße und ihrer Verzierungen an die Stelle schriftlicher Überlieferung. Freilich sollte man sich billig wundern, wenn auf der hohen Entwicklungsstufe der mykenischen Cultur und bei ihrer nahen Beziehung mit den großen Reichen des Ostens die Träger dieser Cultur in einem so wichtigen Punkt, wie die Kenntnis der Schrift, wirklich hinter ihren Nachbarn im Süden und Osten des Mittelmeeres zurückgeblieben wären. Zwar sind auf den Henkeln eines Steingefäßes und eines Thongefäßes aus Mykenä, auf zwei Amphoren aus dem Kuppelgrab von Minidi in Attika,[1] auf einem dreihenkligen mykenischen Gefäß aus Nauplia[2] und auf einem steinernen Stößel aus Mykenä[3] Zeichen erhalten, die offenbar Schriftzeichen sind, aber man hat darauf kein Gewicht gelegt;[4] die ganze Cultur galt als analphabet. Diese Behauptung ist heute nicht mehr richtig. Der Director des Ashmolean-Museums in Oxford, A. Evans, hat im Frühjahre 1894 reiche Funde auf Kreta gemacht,[5] denen zufolge man nicht mehr zweifeln kann, dass in der mykenischen Welt ein ausgebildetes Schriftsystem bestanden hat. Evans unterscheidet zwei Arten von Schrift, eine ältere Bilderschrift, die an die ägyptischen Hieroglyphen und eine jüngere lineare, die an die Alphabete von Kypros und Vorderasien erinnert.[6]

Die linearen Zeichen (hauptsächlich auf Siegelsteinen aus Steatit, Gefäßen und geschnittenen Gemmen) zeigen eine überraschende Übereinstimmung mit den von Flinders Petrie auf den Scherben von Kahun und Gurob in Ägypten gefundenen. Von zweiunddreißig sind zwanzig geradezu gleich; etwa fünfzehn stimmen mit Zeichen des kyprischen Silbenalphabetes überein. Evans will die hieroglyphenartige Schrift, die übrigens keine Nachbildung der ägyptischen ist, der Eteokretern zuweisen und lässt sie bis in das dritte Jahrtausend hinaufreichen;[7] dagegen soll die lineare den Mykenäern zugehören. Beide Systeme greifen ineinander über.

Übrigens fand noch Schliemann in der sechsten Stadt einen Wirtel von brauner Terracotta mit Schriftzeichen, die der Assyriologe Sayce „ein herrliches Beispiel kyprischer Epigraphie“ nennt,[8] und sogar schon die zweite Stadt enthält Siegel und Wirtel mit Zeichen,[9] die eine gewisse Ähnlichkeit mit den von Evans in Kreta gefundenen haben.

[1] Tsundas, Μυκῆναι καὶ Μ. Π., S. 213 f.
[2] Ἀρχαιολ. δελτίον, 1892, S. 73.
[3] Πρακτικὰ τῆς ἀρχ. ἑταιρ, 1889, S. 9.
[4] So noch Perrot-Chipiez a. a. O., S. 985.
[5] Primitive Pictographs and a Praephoenician script from Crete and the Peloponnese, Journal of Hellenic studies, vol. XIV, 1894.
[6] Beziehungen mit Syrien lassen sich ja in kretischen Funden nachweisen (S. 333).
[7] S. 362—371.
[8] Schliemann, Bericht über die Ausgrabungen in Troja, S. 25.
[9] Sayce in Schliemanns Ilios, S. 766 ff. — Schliemann, Troja, S. 131.

Zwei Fragen knüpfen sich an die mykenische Cultur: Woher stammt sie und was für ein Volk hat sie besessen? Die Beantwortung der ersten Frage ist schwierig und jetzt noch kaum zu geben. Man hat für den orientalischen und für den europäischen Ursprung der Cultur Gründe beigebracht. Indessen berührt uns diese Frage hier nicht; umso wichtiger ist für uns die andere, was für ein Volk Träger dieser Cultur gewesen ist.

Das Nächstliegende, dass es Griechen waren, glaubte man noch vor kurzem nicht annehmen zu dürfen, weil angeblich die Funde von Mykenä eine starke Abhängigkeit vom Orient verriethen.[1] Man hat aber das Ungriechische, Barbarische in der mykenischen Cultur überschätzt. Wir werden später sehen, wie lebendig in den homerischen Gedichten die Erinnerung an die mykenische Cultur ist, wie sie überall bei Homer noch durchleuchtet. Wer in den Trägern der mykenischen Cultur keine Griechen sehen will, der kommt in die größten chronologischen Verlegenheiten.[2] Es fiele dann die Einwanderung der Hellenen in Griechenland in eine so späte Zeit, dass für eine Menge Ereignisse kein Raum bliebe. Mit Beginn des ersten Jahrtausendes saßen schon in allen Hauptsitzen mykenischer Cultur Griechen.[3] Die Ilias, schon im neunten Jahrhundert abgeschlossen, zeigt eine so hohe Entwicklung von Sprache und Versbau, dass ihrer Abfassung ein Jahrhunderte langes Leben vorausgegangen sein muss. Es ist ferner eine durch Funde erwiesene Thatsache, das Kypros noch vor Beginn des ersten Jahrtausendes von Griechen aus dem Peloponnes besiedelt worden ist,[4] was unmöglich wäre, hätte der Peloponnes sich nicht schon einige Zeit im Besitze der Griechen befunden.[5] Überhaupt muss uns bei solcher Annahme die griechische Heldensage unverständlich werden. Wenn Homer von dem goldreichen Mykenä und Tiryns spricht, von Amyklai, vom böotischen Orchomenos, wenn er die Argonautensage kennt, wenn er Kreta in enge Beziehung zum Königshause von Mykenä bringt, wenn er den Sänger Demodokos von den Ereignissen, die sich vor Troja abgespielt haben, singen lässt, so bezieht er sich damit auf die mykenische Zeit. Wären nun in diesen Mittelpunkten mykenischer Cultur Nicht-Griechen gesessen, so hätten die Sänger der homerischen Zeit ihren Hörern nicht die ruhmreichen Thaten ihrer Vorfahren, sondern die Heldenthaten von Barbaren geschildert, was bei dem Rassenstolz, der aus dem homerischen Epos überall spricht, geradezu undenkbar ist. Wenn die Zuhörer nicht müde wurden, diesen Erzählungen immer wieder zu lauschen, mussten sie nicht das Bewusstsein haben, dass diese Heldengeschlechter ein inniges Band mit den Achaiern Homers verknüpfe?[6] Die homerischen Gedichte preisen die Heroenzeit von Hellas, und diese fällt im wesentlichen mit der mykenischen zusammen, und die hervorragendsten Helden waren

[1] Dagegen Reisch, Die mykenische Frage, S. 117.
[2] Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, II, S. 131 f.
[3] Reisch a. a. O., S. 107.
[4] Reisch, S. 107; Busolt, Griechische Geschichte, I, S. 320.
[5] Reisch, S. 109.
Perrot-Chipiez a. a. O., S. 988.

Fürsten von mykenischen Culturvölkern. Also dürfen wir annehmen, dass die Träger der mykenischen Cultur, wenigstens auf dem Festland, hauptsächlich Griechen waren.

Tsundas hat den Beweis geliefert, dass in der Argolis zwei mykenische Bevölkerungsschichten zu unterscheiden sind, in denen er die Achaier und die Danaer Homers erkennt.[1] Die Danaer verknüpft die Überlieferung mit Argos und der Meeresküste. Ihr Ahnherr Danaos ist mit der Hydrographie von Argolis (Danaiden!) auf das innigste verbunden. Sie wohnten wohl ursprünglich vielfach in Pfahldörfern und gründeten Tiryns, welches einmal rings von Sümpfen umgeben war. Die Achaier dagegen saßen in und um Mykenä, im nördlichen und gebirgigen Theil des Landes. Die Achaier sind die spätere Bevölkerung; als die Danaer sich ausdehnten, stießen sie in Mykenä mit den von Norden über den Pass von Derwenaki gekommenen Achaiern zusammen. Diese, erfahrener und kriegerischer, behielten die Oberhand, ohne indessen die Danaer zu vertreiben. Es scheint ein friedlicher Ausgleich stattgefunden zu haben;[2] sie ehrten die Gräber ihrer Feinde. Den beiden Bevölkerungsschichten entsprechen die zwei Arten von Grabstätten, die Schachtgräber und die Kuppelgräber.[3]

Sehr nahe verwandt mit den Danaern und ebenfalls Träger mykenischer Cultur, müssen die Minyer die Gründer von Orchomenos am Kopaissee gewesen sein, die nicht nur in Böotien, sondern auch in Lakonien, am pagasäischen Meerbusen, auf der Insel Thera, im Süden von Attika bei Sunion und Thorikos nachgewiesen worden sind; und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, das Minos und Minyas dieselben Namen sind und dass auch die Insel Kreta in den Kreis der von den Minyern bewohnten Länder zu ziehen ist. Die Spuren mykenischer Cultur haben sich ja in Kreta in reichstem Maße gefunden.[4] Jüngst ist nachgewiesen worden, dass die im Schiffskatalog, Il., II 507, erwähnte Stadt Arne in der heutzutage Gulás oder Gla genannten Burg auf einer Insel im östlichen Theile des Kopaissees zu erkennen ist.[5] Auch dies ist eine echte mykenische Burg, ganz ähnlich angelegt, wie das ursprünglich von Sümpfen umgebene Tiryns. Arne steht in engster Verbindung mit der Trockenlegung des Kopaissees durch

[1] Tsundas a. a. O., S. 239—245.

[2] Nach der Sage wird Mykenai von Perseus, einem Nachkommen des Danaos aus Tiryns, gegründet und seine Nachkommen herrschen in Mykenai bis Eurystheus; dann geht die Herrschaft auf Atreus und Thyestes, das heißt auf die Achaier über. Tsundas vermuthet ansprechend (S. 242), dass, da die Burg Mykenä zwei Bauperioden zeigt, eine ältere, in der die Mauer einen ähnlichen Zugang wie in Tiryns hatte, und eine jüngere, in der die Burg erweitert und das Löwenthor angelegt wurde, die ältere der Gründung des Perseus entspreche (dazu würden die Schachtgräber im sogenannten Gräberrund gehören), die jüngere dagegen mit den außerhalb der Burg befindlichen Kuppelgräbern der Herrschaft der Atriden.

[3] Ähnlich schon Perrot, Journal des Savants, 1892, S. 449.

[4] Vgl. jetzt besonders Evans a. a. O., S. 270 ff.

[5] F. Noack, Arne, Mittheilungen des archäologischen Institutes in Athen, 1894, S. 405—485.

die Minyer,[1] eines Riesenwerkes uralter Zeiten, welches den ganzen See in fruchtbares Ackerland verwandelt hatte. Diese großartige Culturleistung ist eine That, die allen späteren Zeiten, trotz wiederholter Versuche im Alterthum und in der neueren Zeit, nicht wieder gelungen ist.[2] Erst in der neuesten Zeit hat eine französische, jetzt eine englische Actiengesellschaft die Austrocknung des Sees erfolgreich in die Hand genommen. Mit genialer Einfachheit sind die Minyer zuwerke gegangen. Sie fiengen die drei Hauptzuflüsse des Sees in drei gewaltigen, zum Theil noch gut erhaltenen Steincanälen auf und leiteten sie zu den natürlichen im Nordosten des Sees befindlichen Abzugshöhlen oder Katawothren, die in dem verkarsteten Hellas allenthalben vorkommen. Eine solche Arbeit konnte nur von einem Volke ausgeführt werden, dem tausende von Sclavenhänden zur Verfügung standen. Orchomenos' Blüte beruht auf dieser Trockenlegung der Kopaisebene. Eine ganze Reihe von mykenischen Befestigungen diente zur Sicherung des Höhenzuges im Nordosten des Sees, der die Katawothren enthielt. Eine Verstopfung derselben hätte eine Katastrophe herbeigeführt.

Nachdem wir so die mykenische Cultur als die Cultur einer hellenischen Bevölkerung kennen gelernt haben, wollen wir unsere Blicke wieder nach der Troas richten. Auch hier ist in der sechsten Schicht eine mykenische Ansiedlung erkannt worden, und wir haben nun in den wichtigsten Gegenden, die die Ilias in ihren Bereich zieht, Sitze mykenischer Cultur. Troja mit seiner günstigen, die beiden Hauptthäler des Landes und den Hellespont beherrschenden Lage war gewiss ein besonders bedeutender Ort der mykenischen Welt, ein stark besuchter Handelsplatz, der Hauptort eines Stammes, der durch Ackerbau, Handel und wohl auch Seeraub seinen Reichthum begründet hatte. Nichts ist natürlicher, als dass Troja infolge dessen in einen Kampf mit dem Vorort mykenischer Cultur in der Argolis gerieth. Die bisherige Meinung, dass die Sage vom trojanischen Krieg ein Reflex der Kämpfe sei, welche die Äoler bei ihrer Festsetzung in der Troas mit der einheimischen Bevölkerung zu bestehen gehabt hätten, ist unhaltbar. Schon vor einiger Zeit hat Ed. Meyer nachgewiesen, dass es vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Colonien in der Troas gegeben hat,[3] weder jonische noch äolische. Folgerichtig betrachtet daher Ed. Meyer als historischen Kern der Sage vom trojanischen Krieg die Zerstörung Trojas durch einen Heereszug peloponnesischer Fürsten oder vielmehr des Königs von Mykenä und seiner Mannen.[4] Es hat wohl schon mancher die Ansicht ungereimt gefunden, dass die Kämpfe um Troja nur ein Abglanz der späteren Kämpfe der griechischen Ansiedler in Kleinasien sein sollen, allein man schwieg und den kühnen Schritt Ed. Meyers wagte man nicht; es schien die Bestätigung zu fehlen. Die haben wir nun durch

[1] F. Noack, S. 409.

[2] Curtius, Die Deichbauten der Minyer, Sitzungsbericht der preußischen Akademie, 1892, Gesammelte Abhandlungen, I, S. 268 ff. — A. Philippson, Der Kopaissee in Griechenland und seine Umgebung, Berlin 1894.

[3] Geschichte von Troas, Leipzig 1877, S. 79 f.

[4] Geschichte des Alterthums, II. B., S. 207.

die Entdeckung Dörpfelds in Händen. Ein seekundiges Volk, dem ein solcher Kriegszug über das Meer wohl zuzutrauen ist, waren die Mykenäer gewiss. Dies zeigt schon ihre dem Thier- und Pflanzenleben des Meeres entnommene Ornamentik. Die Entdeckungen auf den Inseln und Küsten des östlichen Mittelmeeres lassen uns das Bild der mykenischen Cultur immer großartiger erscheinen. Namentlich Kreta muss neben Mykenä, Orchomenos und Troja einflussreich gewesen sein. Von Kreta aus lassen sich in ältester mykenischer Zeit Beziehungen mit Ägypten und Vorderasien, mit dem Peloponnes und Thessalien nachweisen.[1] Endlich ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, dass die auf ägyptischen Bildwerken vom vierzehnten Jahrhundert an vorkommenden fremden Söldner, die Sardana heißen und auch noch in den folgenden Jahrhunderten erscheinen, sowie andere, als Nord- und Seevölker bezeichnete in den Kreis der mykenischen Völker gehören.[2]

Diese große und reiche Cultur scheint nun auf dem griechischen Festlande plötzlich abzubrechen, sie verschwindet fast mit einemmale. Besonders in der Kunst bemerkt man diesen Riss. Es gibt keine Fortentwicklung der Kunstformen und der Technik, die wir in den Goldbechern von Waphió, in den mykenischen Dolchklingen und in den charakteristischen Thongefäßen bewundern. Was die Kunst demnächst in Hellas hervorbringt, das sind Erzeugnisse eines tiefer stehenden Stiles, des sogenannten geometrischen, der sich zunächst in geometrischen Ornamenten zu erkennen gibt, die eine Ähnlichkeit mit Ornamenten auf Geräthen der Hallstadtcultur haben. Die reiche Fülle der mykenischen Muster wird durch einförmigen, linearen Schmuck verdrängt; Zickzacklinien, Hakenkreuze, Rauten, concentrische, mit einem Mittelpunkt versehene Kreise, die unter sich durch Tangenten zu fortlaufenden Reihen verbunden sind (nicht Spiralen), beherrschen die Decoration; und wenn Darstellungen aus dem Leben auftreten, so sind die Figuren steif und eckig, ein auffallender Rückschritt gegen die mykenische Zeit. Für diesen plötzlichen Riss gibt es nur eine Erklärung: den Einbruch nördlicher Stämme in Griechenland, eine Völkerbewegung, deren südlichster Ausläufer als Einwanderung der Dorier in den Peloponnes bekannt ist. Nur auf Kreta scheint diese Unterbrechung nicht eingetreten zu sein,[3] denn Kreta ist von dieser Völkerwanderung nur in unbedeutendem Grade getroffen worden. Der Zusammenhang mit dem Orient ließ es hier nur zu einer Kreuzung und Weiterbildung, nicht zu einer Unterbrechung kommen. Übrigens darf man nicht glauben,

[1] Evans a. a. O. mehrfach. — Die großartigsten Reste mykenischer Cultur finden sich nicht an der Stelle des alten Knossos, sondern im östlichen Theil der Insel an der heute Gulás (auch hier wieder dieser albanesische, „Thurm" bedeutende Name) genannten Stätte in der Nähe des Hafens von St. Nicolas (an der Bai von Mirabella). Hier sind nicht nur erstaunliche Baureste, sondern auch (selbst ohne Grabungen) Bronzewaffen, Intaglien, Steingefäße u. dgl. zu finden. (Evans, S. 277.) Die Ansiedlung wird von Evans in das fünfzehnte Jahrhundert gesetzt.

[2] Die Sardana sind doch wahrscheinlich Sarden. Sieh W. Max Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, Leipzig 1893, S. 371 ff.

[3] Evans a. a. O., S. 359.

dass die mykenische Cultur verschwindet, ohne ihre Wirkung auf die roheren Eindringlinge zu äußern; mancherlei wird von ihnen übernommen und in die historische Zeit herübergerettet worden sein. So ist z. B. zwar die Ornamentik der mykenischen Vasen untergegangen, „aber ihre Technik hat sich fortgepflanzt und bildet die Grundlage für die Herstellung aller hellenischen Vasengattungen". Im ganzen Kreise der den Alten bekannten Länder haben nur Griechen — und wer es, wie nachweislich die Etrusker, von ihnen gelernt hat — die Kunst gekannt, mit glänzender Firnisfarbe zu malen.[1] Auch der Grundriss des mykenischen Fürstenhauses hat sich durch die Zeiten hindurch erhalten; der Thorbau mit Säulen, wie ihn die Propyläen auf Tiryns zeigen, kehrt immer wieder in der griechischen Kunst, und der Prachtbau des Mnesikles auf der Akropolis von Athen geht in letzter Linie auf jene tirynthischen Thorbauten zurück.

Betrachten wir nun die Cultur, welche uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, so kommen wir zum Schlusse, dass die Gedichte Voraussetzungen haben, die in eine weit frühere Zeit als die des Dichters ist, in die mykenische, zurückgreifen. Bekannt genug ist ja, dass Homer in seinen Zeitgenossen Schwächlinge sieht gegenüber den Helden des Epos.[2] Das großartige Unternehmen eines Kriegszuges nach Kleinasien, an dem sich eine stattliche Zahl von Fürsten aus Hellas betheiligte, ist in der Zeit, in der die homerischen Gedichte entstanden sind (neuntes bis siebentes Jahrhundert v. Chr.), ganz undenkbar. Eine so weitgehende Zusammenfassung der Volkskraft setzt einen Herrscher voraus, der in den patriarchalischen Staatsverhältnissen Griechenlands gerade zu dieser Zeit sich nirgends findet. Eine solche Machtentfaltung war nur in der mykenischen Zeit möglich, in der übermächtige Herrschergeschlechter lebten, die einen unerhörten Reichthum[3] auf ihren gewaltigen, uneinnehmbaren Burgen hüteten und vertheidigten, Fürsten, die über zahllose Knechte gebieten mussten, um Bauten auszuführen, die noch heute unsere Bewunderung erregen. Hier hausten keine Cantönlifürsten wie später, sondern Großherren mit weitreichender Macht zu Wasser und zu Land. Eine unerklärliche, räthselhafte Macht hält die Fürsten vor Troja zusammen. Agamemnon scheint nicht mit den Machtmitteln ausgerüstet, um diese Leistung zu Stande zu bringen. Man begreift nicht, warum nicht der eine oder andere es ebenso macht wie Achilles, dem Streite entsagt oder sich nach Hause begibt. Was hätte Agamemnon dagegen thun können? Der Dichter macht uns diese Fügsamkeit nicht recht innerlich wahrscheinlich. Es ist eben die mit der Sage herübergerettete Vorstellung von dem übermächtigen König einer mächtigeren Vorzeit, die wie ein Zauberbann wirkt und dieses Wunder zu Stande bringt. Eine Andeutung gibt wohl auch Homer, wenn Nestor sagt, dass Agamemnon über mehr Mannen herrscht (πλεόνεσσιν ἀνάσσει), aber weiter wird das nicht ausgeführt.

[1] Furtwaengler-Loeschke a. a. O., S. VII.

[2] Daher öfter οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν.

[3] Der bloße Metallwert des in den sechs Schachtgräbern von Mykenä gefundenen Goldes beträgt rund 100.000 Francs.

Aber diese reichsfürstliche Stellung Agamemnons ist nicht das einzige, was uns auf alte Zeiten weist. Auch viele greifbare Dinge, die die beiden Epen schildern, sind erst durch die Funde aus der mykenischen Zeit recht klar geworden. Es ist noch nicht lange her, dass man sich über den lustig machte, der die mykenischen Funde Schliemanns in Beziehung zu Homer brachte und die homerischen Realien durch sie erklären wollte. Heute denkt man anders. Helbig (Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, zweite Auflage, Leipzig 1887) hat den gelungenen Versuch gemacht, Mykenisches in weiterem Umfang zur Erklärung heranzuziehen; aber auch Helbig schlägt die Berührung der mykenischen und der homerischen Cultur zu gering und phönikischen und überhaupt orientalischen Einfluss viel zu hoch an. Die Entdeckungen liefern immer mehr den Beweis, dass Mykenisches und Homerisches in engerer Beziehung stehen, als man dachte. Der ganze Bestand der mykenischen Cultur kann und muss zur Erläuterung Homers noch tüchtig ausgeschöpft werden. Die Fürstenhäuser, in die die Odyssee uns führt, sind in allem Wesentlichen so eingerichtet wie der Palast in Tiryns.[1] Der ist wie eine Illustration zu Homer. Wir finden hier die Thore, Vorhallen, die säulenumgebenen Höfe, den Männersaal und den Frauensaal, auch den Baderaum der homerischen Anaktenhäuser wieder. Selbst der Kyanosfries, jener Fries aus dunklem Schmelz, mit dem das Megaron des Alkinoos geschmückt ist, lässt sich aus den Funden in Tiryns nachweisen.

Ein für das Verhältnis der mykenischen zur homerischen Cultur besonders wichtiges Capitel bilden die Waffen. Funde von Schwertern und Lanzenspitzen und die auf mykenischen Kunstgegenständen erhaltnen Abbildunegen von Kriegs- und Jagdscenen setzen uns in den Stand, eine Vorstellung von den Waffen der mykenischen Zeit zu gewinnen. Da sind nun die auffallendsten Stücke der große mykenische Schild und der Streitwagen.[2] Dieser Schild reichte dem Träger vom Hals bis unter das Knie und wurde an einem Tragriemen um die linke Schulter getragen und theils mittels dieses Riemens, theils mittels eines Spreizstabes gelenkt. Da der Schild aus mehreren Schichten dürrer Stierhäute bestand, die in der Nässe ihre Form verlieren mussten, so brauchte er schon zur Festigung seiner Form wenigstens zwei Spreizen. Die Längsspreize, die verhindern musste, dass der auf die Kante gestellte Schild einklappe, konnte allenfalls auch als Rippe im Innern verlaufen, besonders wichtig aber war die Querspreize, die vom Rande an beiderseits wohl auch eine Strecke weit als Rippe ins Schild-Innere führte, dann aber als starrer Stab frei wurde. Demgemäß hat der mykenische Schild etwas oberhalb der Mitte beiderseits eine Einschnürung, so dass er in zwei durch sie getrennte Bäuche zerfällt. Der Schwerpunkt lag in der unteren größeren Hälfte des Schildes, was seine Handhabung wesentlich erleichterte. Kämpft der Mann nicht und geht er zu Fuße, so schiebt er den Schild mittels des Tragriemens

[1] D. Joseph, Die Paläste des homerischen Epos, Berlin 1893. — P. Dörwald, Der Palast des Odysseus, Neue Jahrb. f. Ph. u. P., 150. Bd., S. 1 ff.

[2] Vergleiche über den Schild die meisterhafte Untersuchung W. Reichels, Über homerische Waffen, Wien 1894, S. 5—18, und Über den Streitwagen, S. 53 ff.

auf den Rücken. Diese schwere Schutzwaffe, deren Handhabung eine besondere Schulung voraussetzt, war eine Herrenwaffe, und ihr Träger bediente sich wohl häufig eines Streitwagens, wodurch es ihm möglich wurde, seine Kräfte für den Kampf zu sparen und nicht vorzeitig zu schwächen. Wir finden nun diesen gewaltigen Schild auch im homerischen Epos wieder. Es ist die ἀσπὶς ἀμφιβρότη, der den ganzen Mann deckende Schild (Il., II 389; XI 32; XII 402; XX 281), der einmal auch ποδηνεκής (XV 646), bis zu den Füßen reichend, genannt wird, Ihn trägt z. B. Hektor (VI 117), vom Schlachtfelde heimkehrend, auf dem Rücken, wobei ihm der Schildrand an den Nacken und an die Knöchel schlägt. Ihn tragen Nestor (VIII 193) und Idomeneus (XIII 407), an deren Schilden von Homer auch die beiden Spreizstäbe, hier κανόνες genannt, hervorgehoben werden. Ebenso trägt ihn Aineias (XX 278 u. 281). Einen mykenischen Schild von gewaltigstem Ausmaße, einem Thurm vergleichbar, trägt der Telamonier Aias φέρων σάκος ἠύτε πύργον (VII 219; XI 485; XVII 128). Und so tragen manche hervorragende Helden der Ilias solche Schilde. Den Tragriemen nennt Homer τελαμών (II 388; V 796, 798; XI 38 und an anderen Stellen). Sogar das Exercieren mit dem schweren Schilde, den Kunstgriff, ihn mit dem Telamon andauernd nach links und nach rechts werfen zu können, kennt Homer, der den Hektor vor Beginn des Zweikampfes mit Aias sich dessen rühmen lässt. Freilich darf man nicht glauben, dass Homer nur diesen großen mykenischen Schild kennt. Manche Stellen der Ilias sind nur verständlich, wenn man an den kleineren Rundschild denkt, der mit der linken Hand an einem Bügel gehalten wurde.[1]

Um das Anschlagen des großen Schildes an die Schienbeine zu mildern, trug man in mykenischer Zeit Gamaschen aus Zeug oder Leder, die wohl bis-

[1] Reichel, der für die Ilias nur den großen Schild gelten lässt (nur K 152; Λ 32—40 und 373 sei der jüngere Schild eingedrungen), schießt offenbar über das Ziel hinaus. Es ist nicht einmal völlig sicher, dass der Rundschild der mykenischen Cultur noch unbekannt war. Die Denkmäler sind nicht ohne Spur des Rundschildes. Maxim. Mayer führt, Berliner Phil. Wochenschrift, 1895, S. 516 f., die Scherbe ägyptischen Porzellanes an, auf der der Bügelschild zu ergänzen ist, sowie die allgemein für eine Schildnachbildung gehaltene Holzplatte aus dem fünften mykenischen Schachtgrabe, die sich in der That wegen ihrer Kleinheit (kaum $^1/_2$ *m* Durchmesser) und wegen ihrer Form nicht zu einem gewölbten mykenischen Schild ergänzen lässt. Endlich führen die fremden Söldner auf ägyptischen Bildwerken des vierzehnten Jahrhunderts, die vielbesprochenen Sardana, nicht den Rundschild. Reichel zieht sie als Nichtgriechen nicht in Betracht. Aber sie scheinen doch ein Volk gewesen zu sein, das in den Kreis der mykenischen Cultur gehört, wie der hörnergeschmückte Helm und das mykenische Schwert beweisen, und de Rougés Vermuthung, dass darunter Sarden zu verstehen sind, ist durch W. Max Müller (a. a. O., S. 371 ff.) aufs neue gestützt worden. Aber auch abgesehen von diesen Dingen, verlangen, wie Scheindler (Zeitschrift für österreichische Gymnasien, 1895, S. 398 ff.) zeigt, mehrere Stellen der Ilias die Annahme des kleineren Rundschildes. Zwar, dass Achilles und Hektor bei dem Lauf um die Stadt aus dem Grunde den mykenischen Schild nicht gehabt haben können, weil man damit nicht schnell laufen könne, wie Scheindler annimmt, ist doch kein Argument. Dass Homer seine Helden nicht Unmögliches vollbringen lasse, ist unrichtig. Ein dreimaliger Waffenlauf um die Stadt mit der Schnelligkeit des Falkenfluges, X 139, ist auch in der einfachsten Bewaffnung unmöglich;

weilen auch Metallbeschlag hatten, z. B. von Zinn bei Achilles; solche Gamaschen sind auch bei Homer unter den κνημῖδες zu verstehen.[1]

Als Kopfschutz trug der mykenische wie der homerische Krieger nicht einen Visierhelm, sondern eine Kappe oder Helmhaube aus Leder (ausnahmsweise auch aus Metall), die um den unteren Rand über den Schläfen durch einen ehernen Reif (στεφάνη) abgeschlossen wurde.[2] Zur Befestigung diente ein Sturmband (ἱμάς).

Zum Schmuck und zur Erhöhung des Eindruckes war der Helm nicht nur mit einem Busch aus Rosshaaren (λόφος) versehen, sondern auch mit dem φάλος, der kein Helmbügel, sondern höchst wahrscheinlich ein metallener, hornartiger Vorsprung war, welcher, entweder einzeln oder mehrfach am Helm angebracht,

einen Stein, den zwei kräftige Männer nicht tragen können, kann unmöglich einer (E 304) mit Leichtigkeit schwingen und schleudern. Mit solchen Beweisgründen sollte man nicht kommen. Schon Aristoteles (Poetik, 35) hat über jenen Waffenlauf richtiger geurtheilt. Aber an vielen anderen Stellen wird man Scheindler zustimmen müssen. Ich füge noch folgenden Grund hinzu: Wenn, Π 214 f., die Myrmidonen vor Achilleus stehen, Schild an Schild, so eng aneinander geschlossen, wie die Steine einer kunstvoll gebauten Mauer, so ist erstens so enge Fügung bei der Form des mykenischen Schildes nicht möglich, zweitens ist der mykenische Schild eine Herrenwaffe, die nicht der Masse zukommt. Das Gleiche gilt gegen Μ 105, Ν 127; er ist durchaus für den Einzelkampf berechnet, und die Myrmidonen konnten ihn nicht geführt haben. Man beachte aber, dass Π zu den ältesten Schichten der Ilias gehört und dass diese Stelle, soviel ich sehe, noch von keinem Kritiker angefochten worden ist. — Schwierig ist die durch Reichel aufgeworfene Panzerfrage. Neben der mächtigen Schutzwaffe des mykenischen Schildes war nach Reichel ein Panzer unnöthig und unmöglich. Die Odyssee kennt den Panzer nicht und auch in der Ilias sind viele Helden panzerlos und an manchen Stellen, wo er vorkommt, zeigt, sagt Reichel, die Schilderung der Kämpfe und Verwundungen, dass sie eigentlich ohne Panzer gedacht und mit dem Panzer unverständlich sind. Hieher gehört besonders Γ 357 ff. (= Η 251 ff.), wo des Menelaos Speer Schild und Panzer des Paris durchbohrt hat und dieser doch noch im Stande ist, durch eine rasche Körperbewegung auszuweichen: ὁ δ' ἐκλίνθη καὶ ἀλεύατο κῆρα μέλαιναν; jeder Unbefangene wird die hinter καὶ stehenden Worte als Folge des ἐκλίνθη auffassen, was nothwendig den Panzer ausschließt. Scheindler sucht für diese und weitere Stellen durch zwar scharfsinnige, aber etwas gezwungene Erklärungen den Panzer zu retten. Dennoch scheint mir soviel sicher zu sein, dass sich schwache Spuren der panzerlosen mykenischen Zeit bei Homer erhalten haben. Eine Einschränkung wird die Annahme Reichels auch insoferne erfahren müssen, als Reichel nur den Plattenpanzer im Auge hat. Man darf aber mit einigem Rechte auch an einen mit Metall besetzten Rock denken, den man als Panzer nahm (M. Mayer, Berliner Phil. Wochenschrift, 1895, S. 484 f.), und das Beiwort der Achaier χαλκοχίτωνες scheint diese Annahme geradezu zu verlangen. Reichel will, S. 110 f., darin einen bildlichen, auf den Schild bezüglichen Ausdruck finden; der mykenische Schild ist ihm das verhüllende Gewand, eine Ansicht, die wohl keinen Beifall finden wird.

[1] Reichel a. a. O., S. 72—79. Dass aber die Existenz solcher κνημῖδες nicht durch den mykenischen Schild hervorgerufen sein kann, zeigt M. Mayer, Berliner Phil. Wochenschrift, 1894, S. 514. Sie kommen ja auch bei Leuten vor — auf mykenischen Denkmälern — die keinen Schild tragen, überhaupt nicht bewaffnet sind.

[2] Über die Helme Reichel a. a. O., S. 112—128.

auch als Hiebfänger diente.[1] Manchesmal war die Lederkappe reihenweise mit Eberzähnen besetzt; einen solchen Helm trägt Meriones Il., X 263.[2]

Die Angriffswaffen der mykenischen Zeit sind natürlich aus Bronze; ebenso kennt die Ilias bis auf zwei Verse (IV 123 und XVIII 34) nur bronzene Schwerter, Lanzen und Pfeile. Und doch kamen in der Zeit, in der die Ilias ihren Abschluss erhielt, schon eiserne Waffen in Gebrauch. Aber die merkwürdige Treue, mit der die Ilias mitunter Zustände des älteren Kriegswesens bewahrt hat, geht noch weiter. Jüngst ist von H. Kluge[3] der Versuch gemacht worden, einige erhaltene bildliche Kampfscenen aus mykenischer Zeit in homerischen Kampfdarstellungen wiederzuerkennen. Diese Darstellungen finden sich auf dem Kasten eines Goldringes, auf einem geschnittenen Sardonyx, auf drei goldenen Schiebern eines Schmuckes, auf einer Dolchklinge und auf einer Grabstelle. Hier soll nur die Darstellung hervorgehoben werden, die die größte Ähnlichkeit mit einer homerischen hat; sie findet sich auf dem Goldringe[4] und stimmt allerdings erstaunlich mit der Scene der Ilias IV 517—538 überein, wo erzählt wird, wie der Epeierkönig Diores von dem Thraker Peiroos mit einem Stein am rechten Fuß verwundet und dann durch einen Lanzenstoß in den Bauch vollends getödtet wird, worauf der Aetolerfürst Thoas den Peiroos mit der Lanze in die Brust trifft und ihm dann sein Schwert in den Leib stößt. Die Waffen aber kann er ihm nicht rauben, denn schon kommen die anderen Thraker gegen ihn heran. Den Getödteten (Diores), den Rächenden (Thoas), der sein Schwert gegen den Leib des infolge der ersten Wunde Zusammenknickenden (Peiroos) zückt, und den von rechts Herbeieilenden (einen, statt mehrerer) sieht man wirklich ganz deutlich auf dem Siegelring; sogar den Stein will Kluge auf dem Bilde neben dem Fuße des Todten erkennen. Auch ein Zweifler muss das eine zugestehen, dass eine große Übereinstimmung der Auffassung in den mykenischen Bildern und in gewissen Schil-

[1] Diese Vorsprünge hätten nach Reichel dem Helm die Bezeichnung αὐλῶπις (= röhrenaugig), Ε 182, Λ 352, verschafft. Waren sie nämlich zu zweien vorn auf dem Helm angebracht, so mochte die Phantasie in diesen wie Fühlhörner vorragenden φάλοι Augen sehen. Diese unwahrscheinliche Annahme beruht nur auf den Helmen der „mykenischen Kriegervase“ (Furtwaengler-Loeschke, Mykenische Vasen, Tafel XLII, XLIII; Schuchhardt, Abbild. 300, 301), diese gehört aber dem sogenannten vierten Stil an, sollte daher nicht mehr in Betracht kommen und wird auch von Reichel, S. 60, für die Schildfrage ausgeschaltet. — Mitunter und ursprünglich mögen wohl wirkliche Hörner als φάλοι gedient haben, wie ja die Sitte, den Helm mit Hörnern zu besetzen, sich lange erhalten hat; wenigstens trug Pyrrhus von Epirus nach Plutarch auf seinem Helm Bockshörner. Man mag damit auch die asiatische (?) Sitte vergleichen, das Kopfgeschirr der Pferde mit Büffelhörnern zu besetzen, woher wohl der Name Bukephalas.

[2] Vgl. auch Tsundas, Μυκῆναι, S. 80, über ein Häufchen bearbeiteter Eberzähne aus dem dritten Schachtgrab von Mykenä; diese Zähne stammten zweifellos von einem solchen Helm, dessen Leder vergangen ist.

[3] Vorhomerische Abbildungen homerischer Kampfscenen, Fleckeisens Jahrbuch, 1892, S. 369—385.

[4] Abgebildet bei Schliemann, Mykenä, Nr. 334; Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen², Nr. 231; Reichel, Fig. 11 (Abdruck, also verkehrt).

derungen der Ilias besteht. Darin freilich geht Kluge zu weit, wenn er die fast übermäßig oft in der Ilias erscheinende Benutzung des Löwen in Gleichnissen aus der großen Beliebtheit des Löwen als Motivs bildlicher Darstellung in der mykenischen Cultur erklärt. Beide Erscheinungen wurzeln vielmehr in demselben Boden. Der Löwe war in der mykenischen Zeit in Griechenland, Thrakien und Kleinasien gewiss nicht selten; er wurde gejagt, und die Jagd war damals noch kein Sport. Er ist damals das Thier κατ' ἐξοχήν gewesen. Darum hat ihn nicht nur die mykenische Kunst so oft verwendet, sondern auch die älteste, vorhomerische Poesie hat sich seiner bemächtigt, und darum erscheint er noch bei Homer so häufig und mit ganz anderer Berechtigung als im Nibelungenlied, wo Siegfried (879, 1) durch einen Pfeilschuss einen Löwen tödtet.

Bekannt genug ist, dass die homerischen Helden im Kampfe und auch sonst nie reiten. Hievon macht nur die jüngere Dolonie eine Ausnahme. Und doch war das Reiten im neunten und achten Jahrhundert gewiss schon bekannt. In der dreiunddreißigsten Olympiade, also um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, wurde das Wettrennen mit Rossen in die olympischen Spiele aufgenommen, was eine lange Bekanntschaft mit dem Reiten voraussetzt. Das Epos hat hier wieder einen Zug der Vorzeit mit großer Zähigkeit festgehalten und keinen Anachronismus hineingebracht.

Die lebhaftesten Beziehungen zur mykenischen Cultur treten dort zutage, wo Homer von Kunstgegenständen spricht. Vor den Ausgrabungen Schliemanns musste man den Schild des Achilles, den Becher des Nestor, die goldene Spange des Odysseus und dergleichen Kleinodien für reine Phantasiegebilde halten, die bei der geringen Culturhöhe der ältesten historisch-griechischen Zeit einfach unverständlich waren — denn auch die Phantasie arbeitet nur auf Grund lebendiger Anschauung weiter. Heute weiß man, dass solche Prachtstücke wirklich existiert haben, dass ihre Erwähnung auf Anschauung beruht — natürlich hat sie nicht Homer selbst gesehen — oder dass sie mindestens trefflich im Geist und Charakter der mykenischen Zeit erdacht sind. Der bekannte goldene Becher aus dem vierten mykenischen Schachtgrab ist ja ganz wie ein Vorbild des Nestorbechers (Il., XI 632), nur die Zahl der Henkel und Tauben ist ungleich. Dass der Schild des Achilles vom Dichter als mykenischer und nicht als Rundschild gedacht ist, hat Reichel gezeigt. Der Bilderschmuck passte technisch, räumlich und inhaltlich vortrefflich für einen mykenischen Schild. Die Technik, die Hephaistos anwendet, der mit Bronze, Gold, Silber, Zinn und dunklem Schmelz (κύανος, XVIII 564) arbeitet, zeigt eine schlagende Übereinstimmung mit der Arbeit auf den Dolchklingen von Mykenä. Auf die Anordnung der Bilder kann hier nicht eingegangen werden.[1] Reichel ist der Ansicht, dass es sich bei dem Schilde des Achilles um eine wirkliche Prunkwaffe handelt, „die, so wie sie beschrieben ist, dem Dichter vor Augen war". Unter dem Dichter ist natürlich der Dichter des betreffenden epischen Stückes zu verstehen, welches von Homer herübergenommen worden ist.

[1] Reichel a. a. O., S. 43 ff.

Was die Tracht anlangt, so tragen allerdings die Männer auf mykenischen Denkmälern oft nur einen badehosenartigen Schurz, z. B. in der Löwenjagd auf der Dolchklinge; dennoch kennt schon die älteste mykenische Zeit auch den Chiton.[1] Wir werden annehmen dürfen, dass er gegen das Ende der Periode, in die ja der trojanische Krieg zu setzen ist, immer häufiger wurde. Gamaschen trug nicht nur der mit dem schweren Schild bewehrte Krieger, sondern man hatte, wie viele Denkmäler zeigen, auch im Frieden Anlass, seine Beine damit zu schützen; so trägt auch Laertes bei seinen Arbeiten im Garten (Od., XXIV 228) wegen der scharfen Dornen Gamaschen, eine Sitte, die sich bei älteren Leuten in Hellas bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, dass neben so vielem Übereinstimmenden auch Verschiedenheiten zwischen der mykenischen und homerischen Cultur vorkommen, die eine Erklärung verlangen. Es handelt sich da um zwei Dinge, um die weibliche Bekleidung und um die Todtenbestattung. Bei Homer tragen die Frauen als Hauptgewandstück den πέπλος, auch ἑανός genannt, der nicht durch Nähte zusammengehalten wird, sondern durch Heftnadeln oder Fibeln (περόναι) wie der dorische Chiton. Dem gegenüber begegnen wir auf mykenischen Denkmälern einer ganz anderen, orientalisierenden Frauentracht. Da tragen die Frauen einen Rock, der sich an den Oberleib eng anschließt und die Formen scharf hervortreten lässt,[2] während er von den Hüften abwärts weit, mit Falbeln (Volants) besetzt und abgestuft ist. Der Rumpftheil war vermuthlich zum Knöpfen.[3] Abgesehen von dieser Verschiedenheit fand Schliemann in den Schachtgräbern von Mykenä auch keine Spur von Fibeln. Dagegen hat die griechische archäologische Gesellschaft in den Gräbern der mykenischen Unterstadt dreierlei Arten von Bronzefibeln entdeckt. Wir müssen auch bedenken, dass unsere Kenntnis der mykenischen Frauentracht auf ganz wenigen Darstellungen beruht, die uns keinen sicheren Schluss gestatten.[4] Es ist recht wohl möglich, dass die Frauen in der jüngeren mykenischen Zeit die asiatische Art aufgegeben und die Fibeltracht angenommen haben.

In der Bestattung scheint der Unterschied zwischen mykenischer und homerischer Art sehr groß zu sein. Die Mykenäer begraben ihre Todten, eine Sitte,

[1] Ihn trägt z. B. auf dem Bruchstück des Silbergefäßes der unterste Krieger und der Mann auf einer Schale des dritten Stiles bei Furtwaengler-Loeschke, Mykenische Vasen, Tafel XLI, 427.

[2] Dass der Oberkörper nicht nackt zu denken ist, lässt sich wegen seiner Farbengleichheit mit der Farbe des übrigen Gewandes auf einer bildlichen Darstellung mit Sicherheit behaupten.

[3] Tsundas vermuthet, dass sehr viele sogenannte Wirtel wegen ihrer Kleinheit und wegen ihres zahlreichen Vorkommens eher als Knöpfe zu betrachten sind. A. a. O., S. 63.

[4] Studniczka, Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht, S. 38, „wir begnügen uns zu constatieren, dass wir bisher außer Stande sind, sowohl einen tiefgehenden Gegensatz als auch sichere Übereinstimmung der mykenischen mit der griechischen Tracht zu erkennen". (Damals waren die Fibelfunde von Mykenä noch nicht bekannt.)

die Homer unbekannt ist. Die mykenische Art beruht auf dem bei den Naturvölkern der ganzen Erde vorkommenden Glauben von der Macht der Todten, die man sich gnädig stimmen wollte. Daher der großartige Cultus, mit dem die Verstorbenen geehrt wurden. Die mächtigen, kunstvollen, aus immer kleiner werdenden Steinkreisen errichteten Kuppelbauten mit ihrem Eingangsthor von gewaltigstem Ausmaße möchte man ja wahrhaftig als Tempel einer mächtigen Gottheit auffassen. Im Epos ist dagegen das Verbrennen der Leichen auf dem Scheiterhaufen ausnahmsloser Brauch; die Knochenreste werden gesammelt, in ein Gefäß gegeben und darüber ein Grabhügel aufgeworfen, τὸ γὰρ γέρας ἐστὶν θανόντων. Wie gering ist diese Auszeichnung, dieses γέρας, gegenüber der göttlichen Ehre, die ein verstorbener Fürst in Mykenä oder anderwärts genoss. Die Überlebenden wollen offenbar bei Homer die gänzliche Trennung der Seele vom Lande der Lebenden (Ilias, XXIII 75, Odyssee, XI 218); sie wollen Ruhe haben vor dem Todten. Suchte man früher die Leiche zu erhalten, weil man das Fortleben der Seele davon abhängig dachte, so that man jetzt das Gegentheil,[1] man war praktischer geworden. Und doch liegt der großartigen Todtenfeier, die Achilles dem Patroklos veranstaltet, ein ebenso lebhafter Seelencultus zugrunde, wie den feierlichen Vorgängen, die die Bestattung in den Schacht- und besonders in den Kuppelgräbern begleitet haben müssen. Überall ist es die Macht der Psyche des Todten, an die man glaubt und die man sich geneigt machen will. Nicht aus Pietät werden von Achilles zwölf edle Troerjünglinge geschlachtet und strömt, mit Bechern zu schöpfen, das Blut von Stieren, Schafen, Ziegen und Schweinen um den Leichnam. „Es ist ein Rudiment des lebhafteren Seelencultus einer vergangenen Zeit, eines Cultus, der einst der völlig entsprechende Ausdruck für den Glauben an Größe und dauernde Macht der abgeschiedenen Seelen gewesen sein muss, nun aber in einer Zeit sich unversehrt erhalten hat, die aus anders gewordenem Glauben heraus den Sinn solcher Culthandlungen nur halb oder auch gar nicht mehr versteht.“[2] Die Sitte, solch reiche Todtenopfer darzubringen, lässt sich aus den Kuppelgräbern nachweisen. Hier fand man im Zugang (Dromos) zum Kuppelraum Skelette von gleichzeitig begrabenen Menschen, vermuthlich Kriegsgefangenen, die getödtet, aber nicht in demselben Raume begraben worden sind.[3] Im Eingang des Kuppelgrabes von Waphió fand sich eine tiefe Grube, die wahrscheinlich dazu diente, das Blut der zu Ehren des Todten geschlachteten Thiere hineinrinnen zu lassen. Ohne Zweifel goss man auch Weihgüsse aus Milch und Honig hinein. Auch über dem vierten Schachtgrabe von Mykenä befand sich eine kreisrunde Aufmauerung, die wohl als Opfergrube benutzt wurde. Noch etwas anderes erinnert bei der Bestattung des Patroklos an die ältere Zeit. Die in den Schachtgräbern von Mykenä beigesetzten Leichen waren vermuthlich in einer gewissen mangelhaften Art, wahrscheinlich mit Honig einbalsamiert,[4] sonst hätten

[1] Rohde, Psyche, S. 28 f.
[2] Rohde a. a. O., S. 21.
[3] Tsundas a. a. O., S. 151.
[4] Helbig a. a. O., S. 52 ff.

sich unmöglich an einem Gerippe die Fleischtheile (besonders des Gesichtes) durch die vierthalb Jahrtausende so gut erhalten können. Auf ehemaliges Einbalsamieren deutet auch der dreimal in der Ilias[1] für „bestatten“ gebrauchte Ausdruck ταρχύειν, der wohl ursprünglich wie ταριχεύειν die Conservierung des Leichnams bezeichnet. Und nun kommt auch bei der Leichenfeier des Patroklos, Il., XXIII 170, wie bei der Bestattung des Achilles, Odyssee, XXIV 68, eine eigenthümliche Sitte vor, die wie ein unverstandenes Überbleibsel älterer Zeit aussieht: der Todte wird auf dem Scheiterhaufen mit Töpfen voll Honig (und Fett) umstellt. So viel scheint mir sicher, dass diese großartige Leichenfeier des Patroklos nicht als ein Anachronismus, nicht als ein Zug bezeichnet werden kann, der die Zustände einer späteren Zeit, der des Dichters wiedergibt. Die Sitte der Verbrennung kannte gewiss schon die älteste Überlieferung, und dieser Zustand einer älteren Zeit ist von ihr ausnahmslos festgehalten worden. Offenbar ist diese Sitte der mykenischen Zeit nicht fremd gewesen, wenn sie auch erst gegen das Ende aufgekommen sein mag. Wenn sich der Übergang von der Bestattung zur Verbrennung noch während der mykenischen Periode vollzogen hat, so können wir die parallele Erscheinung in der nordischen Bronzezeit beobachten.[2] Später mag dann, wie die ältesten Gräber in den Friedhöfen von Athen und Eleusis beweisen, die Beisetzung der Leichen wieder aufgekommen sein. Es hat also die eine Sitte die andere nicht völlig verdrängt, vielleicht haben sogar an irgend welchen Orten beide nebeneinander bestanden,[3] jedenfalls werden wir, da die Todten zur Zeit des Dipylonstiles, also ungefähr zu Homers Zeit, in Attika begraben wurden, in dem homerischen Verbrennen kaum einen Anachronismus erblicken dürfen.

Nicht homerisch muthet uns endlich der kostbare, protzige Schmuck an, den die fürstlichen Frauen und Männer nach den Funden in den Schachtgräbern von Mykenä und im Kuppelgrab von Waphió getragen haben müssen. Selbst die Männer trugen Armbänder aus Metall oder aus geschnittenen Steinen. Im Grab von Waphió fanden sich über zwanzig solcher Steine in zwei Häufchen zu Händen des Todten, der nach anderen Beigaben zu schließen ein Mann war. Zu Häupten standen zwei Alabastergefäße, das eine mit einem kleinen silbernen Löffel. Das Gefäß enthielt vermuthlich eine Salbe. Auch ein Metallspiegel lag daneben. Eine Anspielung auf solchen Männerschmuck enthält die Ilias, II 872, wenn es von dem Führer der Karer heißt, dass er in den Krieg zog mit Gold geschmückt wie ein Mädchen. Die mykenischen Edelfrauen trugen reichen Schmuck im Haar; nach den Gräberfunden auf der Akropolis von Mykenä hatten sie wohl bei festlichen Gelegenheiten auch ornamentierte Goldplättchen auf das Gewand genäht. Solche asiatische Barbarei ist Homer fremd, aber eine Spur davon verräth uns die „goldene“ Aphrodite. Homer nennt sie wohl wegen ihrer Schönheit so, aber es spricht viel dafür, dass sich das Beiwort ursprünglich auf ihre Kleidung und

[1] H 85, II 456, 674.
[2] Sophus Müller, Die nordische Bronzezeit, Jena 1878, S. 72 ff.
[3] Wie in Hallstadt, Marzabotto und der Certosa bei Bologna, wo man Gräber mit Skeletten und mit verbrannten Gebeinen nebeneinander findet.

ihren Schmuck bezogen hat.[1] Der übermäßige Goldschmuck kam wohl aus Syrien, der Heimat dieser Göttin, nach Mykenä.

Was die religiösen Vorstellungen der Mykenäer anlangt, so lässt sich hier noch wenig Sicheres mittheilen, so nahe auch die Annahme liegt, dass viele Götter der späteren Zeit schon damals verehrt worden sind. Auf einige phantastische Behauptungen aus neuerer Zeit kann hier nicht eingegangen werden. Dass ein Cult der abgeschiedenen Seelen bestanden hat, zu denen man wie zu einer Gottheit betete, wovon sich noch in späterer Zeit Spuren finden,[2] ist bereits angedeutet worden. Wahrscheinlich war auch eine Art Thierdienst auf den Inseln und Küsten des Mittelmeeres verbreitet.[3] Der Cult einiger griechischer Hauptgottheiten, namentlich der Athena,[4] des Poseidon, der Demeter Eleusinia,[5] wurzelt sicher in vordorischen Zeiten. Poseidon scheint namentlich als Erderschütterer, γαιήοχος (oder γαιάϝοχος, wie das Wort in den ältesten Inschriften geschrieben ist[6]), der unter die Erde fährt und sie erschüttert, auf den erdbebenreichen Inseln und Küsten des ägäischen Meeres allenthalben verehrt worden zu sein.

Ein sehr beachtenswerter und charakteristischer Zug des Epos ist die Nichterwähnung der Dorier und der griechischen Wanderung. In diesem Punkte hält die Dichtung wieder merkwürdig streng an den Zuständen der älteren Zeit fest.[7]

Diese angeführten Thatsachen, die sich noch vermehren ließen, werden, denke ich, die Überzeugung erweckt haben, dass in dem homerischen Epos die Culturzustände einer älteren Zeit, der mykenischen, an zahlreichen Stellen durchschlagen. Decken können sich homerische und mykenische Cultur nicht, man müsste denn annehmen, dass Homer in voller Absicht die Cultur der Vorzeit habe darstellen wollen, was doch erst bei Dichtern unseres Zeitalters vorzukommen pflegt. Homer wollte gewiss seinen Hörern möglichst modern erscheinen, und ein bewusstes Antikisieren konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen. Was also bei Homer mykenisch ist, das muss aus der Überlieferung stammen, deren Treue wahrhaft erstaunlich ist. Zähe, wie jene hessische Bäuerin, die den Brüdern Grimm die Märchen ihrer Heimat erzählte, haben die Lieder der Sage einzelne

[1] Tsundas a. a. O., S. 76.

[2] Elektra betet in den Choephoren des Aischylos, 130, 139, 140, 147, zu ihrem Vater wie zu einem Gotte.

[3] Cooke, Animal worship in the Mycenian age, Journal of Hellenic studies, 1894, S. 82 ff.; doch geht Cooke viel zu weit und wittert überall theriomorphistische Götterverehrung.

[4] Wide, Lakonische Culte, S. 48 ff.

[5] Wide a. a. O., S. 176 ff.; Toepffer, Attische Genealogie, S. 31.

[6] Wide a. a. O., S. 38 ff.

[7] Allerdings nennt die Odyssee, τ 177, Dorier in dem Völkergemisch auf Kreta. Die Alten berichten nun (Andron, Frg. 3 und 4, bei Müller, IV, 349, und bei Stephan Byz. s. v. Δώριον), dass schon vor der dorischen Wanderung eine Besiedlung Kretas durch die Dorier und andere Stämme von Thessalien aus erfolgt sei. Man hat indessen diese Nachricht in neuerer Zeit für eine Erfindung ad hoc gehalten. Evans hat ihr aber a. a. O., S. 359 f.) durch den Nachweis gewisser Beziehungen zwischen Thessalien und Kreta in vordorischer Zeit eine Stütze gegeben.

Züge festgehalten, und mitunter hat eine selbst durch viele Jahrhunderte gehende Überlieferung sie nicht verwischen können. Hiefür bietet das Bild der Landungsschlacht in den Reliefs des Heroon von Gjölbaschi ein interessantes Beispiel.[1] Hier wird die Leiche des von allen Kriegern vor Troja zuerst getödteten Protesilaos nicht, wie sonst auf griechischen Bildwerken üblich, von den Seinen mit Händen, sondern auf einen Schild gebahrt getragen. Dieser Schild zeichnet sich noch dazu durch besondere Grösse von den sonst auf diesen Bildern dargestellten aus; daher schloss Benndorf mit Recht, „dass es sich hier nicht etwa um einen künstlerisch hinzuerfundenen Zug handle, sondern um einen im Stoffe der Erzählung selbst liegenden, welcher dem Kriegswesen der Zeit, in der diese Kriegsbilder entstanden, ungeläufig war". Die Kyprien, denen dieses Bild entstammen muss, lassen eben den Protesilaos mit einem mykenischen Schilde ausgerüstet sein.

Jede Dichtung, die ihren Stoff aus der Vergangenheit nimmt, hat Anachronismen. Der enge Anschluss Homers an die Überlieferung hat es mit sich gebracht, dass diese Eindringlinge in seinen Gedichten seltener[2] sind als z. B. in den griechischen Tragikern.

Dritter Abschnitt.

Die sechste Ansiedlung auf Hissarlik und die Angaben der Ilias.

Bei der unverkennbaren Beziehung der homerischen Gedichte auf die mykenische Zeit muss der Schluss erlaubt sein, dass von allen Ansiedlungen auf Hissarlik nur diejenige, welche aus der Zeit der mykenischen Cultur stammt, darauf Anspruch machen kann, für das homerische Troja zu gelten. Dann muss man aber die zweite Stadt von unten, die bisher vielen für die homerische gegolten hat, in eine weit frühere Zeit hinaufrücken; lassen sich doch zwischen ihr und der sechsten Stadt noch drei Ansiedlungen von allerdings geringer Bedeutung unterscheiden. Dörpfeld setzt die zweite Stadt ungefähr in das Jahr 2000 vor Christi.[3] Wer bisher die zweite Stadt für die homerische ansah, der kam über die Thatsache nicht hinaus, dass Homer den Trojern und Achaiern im allgemeinen gleichen Culturzustand gibt, während die Funde in der zweiten Stadt beweisen, dass die dort herrschende Cultur von der in Mykenä und Tiryns wesentlich verschieden war.

Wir wollen nun feststellen, was die Ausgrabungen von dieser mykenischen Burg auf Hissarlik ans Licht gebracht haben.[4] Wer jetzt die Ruinen von Troja besucht, dem starren, er mag von Osten oder Süden sich nähern — auf den

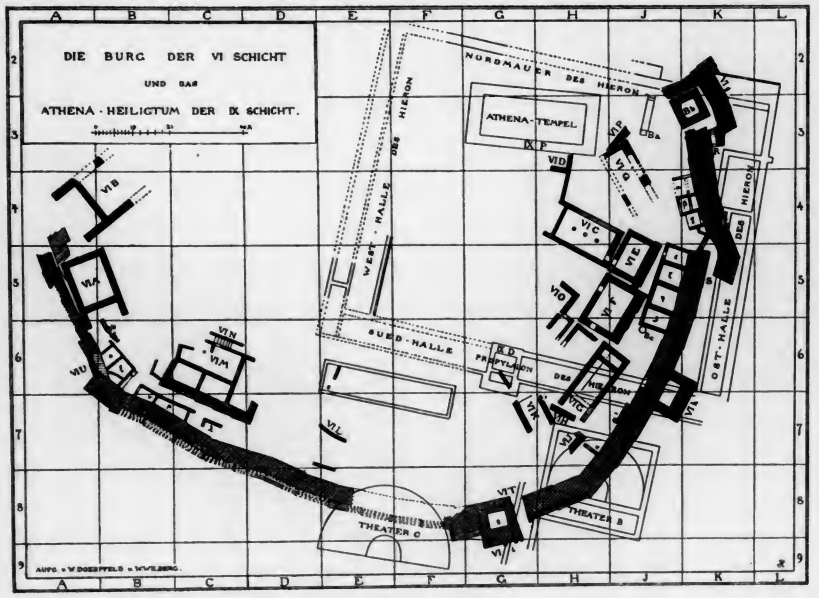
[1] Reichel a. a. O., S. 63; Benndorf, Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa, S. 201 bis 212.

[2] Ein entschiedener Anachronismus ist z. B. die Erwähnung der Phönikier, die in der mykenischen Zeit noch keine Rolle spielten.

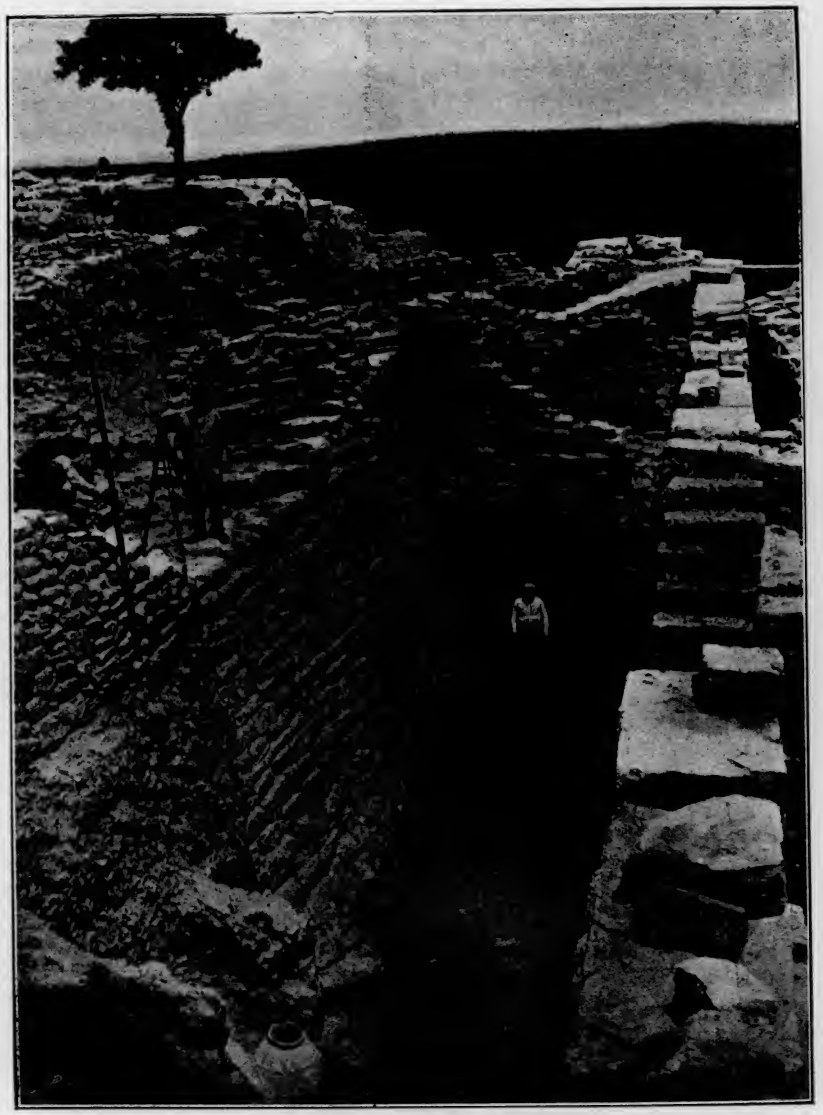
[3] Dörpfeld, Troja, 1893, Leipzig 1894, S. 61.

[4] Dörpfeld a. a. O. und Mittheilungen des archäologischen Institutes, Athen 1894, S. 380–394.

anderen Seiten ist der Hügel nicht leicht zugänglich — die mächtigen Burgmauern der sechsten Ansiedlung vor allem entgegen. Dahinter steckt ein Wirrsal von Mauern und Gräben, in dem man ohne die kundige Führung Dörpfelds sich auch mit den Plänen nur mühsam zurechtfinden kann. Die mittleren Theile des Hügels sind hauptsächlich von den Mauern der zweiten Schicht eingenommen, die stellenweise von denen der dritten bis fünften überragt werden. Von den Bauten der siebenten und achten (historisch-griechischen) Schicht ist (zwischen der Mauer der sechsten und zweiten) nicht viel erhalten, dagegen ziehen wieder im Osten und Nordosten die starken und tiefen Quaderfundamente des großen



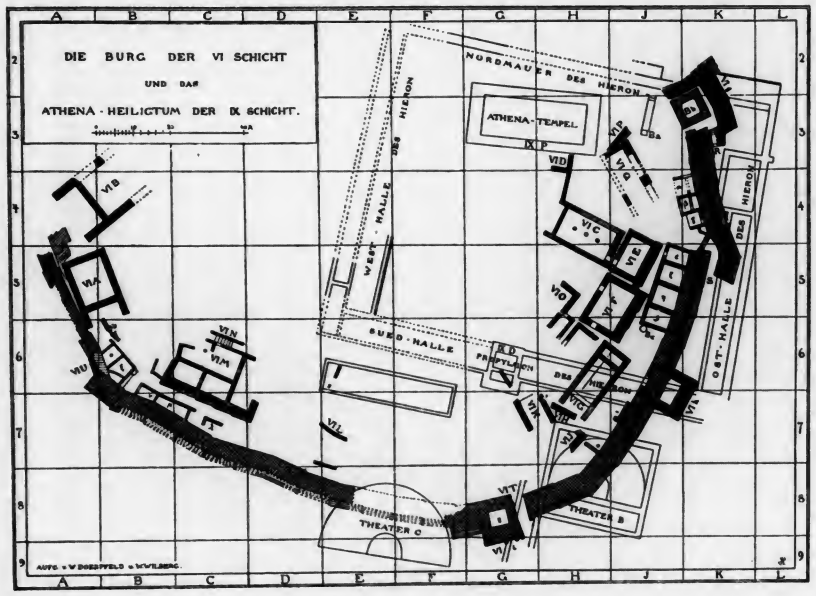
Athenaheiligthums aus römischer Zeit (neunte Schicht) die Aufmerksamkeit auf sich. Diese römischen Bauten durchsetzen an einigen Stellen die Mauer der sechsten Schicht und tragen auf ihren Quadern viele Steinmetzzeichen. Von der ersten Ansiedlung finden sich nur geringe Überreste von Hausmauern zwischen den Häuserfundamenten der zweiten Ansiedlung. Der noch erhaltene Theil der Mauern der sechsten Burg (vergleiche beistehenden, von Dörpfeld und Wilberg aufgenommenen, hier verkleinerten Plan, der nur die Bauten dieser und einige der neunten Schicht enthält) zieht sich von einem überaus mächtigen Thurm im Nordosten des Hügels bogenförmig und über 300 *m* lang über Süden nach Westen. Das nordwestliche und nördliche Mauerstück fehlt und ist offenbar bei der Zerstörung oder nach derselben noch in alter Zeit weggebrochen worden. Aus dem



Mauerstück der sechsten Burg (mit Vorsprung).

Links in der Ecke ist die Mauer mit einer schlechteren der siebenten Schicht verkleidet. Rechts Quaderfundament der römischen Osthalle des Athenaheiligthums. Dazwischen die später (in der Zeit der siebenten Schicht) vermauerte Pforte zum Nordostthurm. Im Hintergrund das Simoeisthal und, schwach sichtbar, der thrakische Chersones.

anderen Seiten ist der Hügel nicht leicht zugänglich — die mächtigen Burgmauern der sechsten Ansiedlung vor allem entgegen. Dahinter steckt ein Wirrsal von Mauern und Gräben, in dem man ohne die kundige Führung Dörpfelds sich auch mit den Plänen nur mühsam zurechtfinden kann. Die mittleren Theile des Hügels sind hauptsächlich von den Mauern der zweiten Schicht eingenommen, die stellenweise von denen der dritten bis fünften überragt werden. Von den Bauten der siebenten und achten (historisch-griechischen) Schicht ist (zwischen der Mauer der sechsten und zweiten) nicht viel erhalten, dagegen ziehen wieder im Osten und Nordosten die starken und tiefen Quaderfundamente des großen



Athenaheiligthums aus römischer Zeit (neunte Schicht) die Aufmerksamkeit auf sich. Diese römischen Bauten durchsetzen an einigen Stellen die Mauer der sechsten Schicht und tragen auf ihren Quadern viele Steinmetzzeichen. Von der ersten Ansiedlung finden sich nur geringe Überreste von Hausmauern zwischen den Häuserfundamenten der zweiten Ansiedlung. Der noch erhaltene Theil der Mauern der sechsten Burg (vergleiche beistehenden, von Dörpfeld und Wilberg aufgenommenen, hier verkleinerten Plan, der nur die Bauten dieser und einige der neunten Schicht enthält) zieht sich von einem überaus mächtigen Thurm im Nordosten des Hügels bogenförmig und über 300 *m* lang über Süden nach Westen. Das nordwestliche und nördliche Mauerstück fehlt und ist offenbar bei der Zerstörung oder nach derselben noch in alter Zeit weggebrochen worden. Aus dem

Mauerstück der sechsten Burg (mit Vorsprung).

Links in der Ecke ist die Mauer mit einer schlechteren der siebenten Schicht verkleidet. Rechts Quaderfundament der römischen Osthalle des Athenaheiligthums Dazwischen die später (in der Zeit der siebenten Schicht) vermauerte Pforte zum Nordostthurm Im Hintergrund das Simoeisthal und, schwach sichtbar, der thrakische Chersones.

Mauerzug springen drei Thürme vor. In den starken Nordostthurm führt eine kleine Pforte (*R* auf dem Plane); ein Thor unterbricht östlich (*S*), eines südlich (*VI T*) die Mauerflucht; im Südwesten endlich findet sich ein drittes, schon in der mykenischen Zeit vermauertes Thor (*VI U*). Die Mauer ist vorzüglich erhalten, in ihrem unteren Theile, wo sie zugleich Stützmauer ist, 4·6—5 *m* stark, aus großen, flachen, an der Außenseite meist glatt bearbeiteten Steinen mit starker Böschung erbaut. Auf diesem mächtigen, geböschten Unterbau erhebt sich erst die Obermauer, die aber nur mehr auf der Ostseite erhalten ist, eine Dicke von 1·8—2·0 *m* hat und nahezu senkrecht aufsteigt. Hier im Osten hat die Stütz- und Obermauer heute noch stellenweise eine Höhe von 6 *m* und darüber. Die ganze Mauer ist auf ihrer Außenseite nirgends bogenförmig gerundet, sondern bricht sich in zahlreichen Winkeln von etwas unter 180°, bildet also ein Vieleck, dessen Seiten meist 8—9 *m* lang sind. Was der Mauer außer ihrer vortrefflichen Erhaltung ein so stattliches Aussehen verleiht, das sind die Vorsprünge, die an jeder Ecke sorgfältig ausgearbeitet sind und eine gefällige Gliederung der Mauerflucht bilden; denn diese nur 10—15 *cm* herausragenden Vorsprünge können wegen ihres geringen Maßes nicht zur Vertheidigung, sondern nur zur Verzierung gedient haben. Vergleiche die umstehende, nach einer Photographie Dörpfelds gemachte Abbildung, welche das Mauerstück bei dem Buchstaben *R* im Quadrate *K 3* des Planes wiedergibt. Ähnliche Vorsprünge finden sich auch an mykenischen Burgen Griechenlands, namentlich an der oben erwähnten Burg Gla am Kopaissee;[1] wir erblicken darin eine Bestätigung für den regen Verkehr Trojas mit dem östlichen Hellas, den wir schon wegen der mykenischen Vasenfunde annehmen mussten.

Der große Nordostthurm ragt heute noch bis zu einer Höhe von 9 *m*, bei einer Breite von 18 *m*, empor und ist aus vorzüglich gefügten Quadern erbaut (vgl. die Abbildung im Text nach einer Photographie Dörpfelds). Er enthält einen viereckigen Brunnenschacht, der tief in den Burgfelsen hineingetrieben ist. Ein zweiter, kleinerer Thurm springt weiter südlich aus der Mauer, 25 *m* vom Ostthor entfernt, zu dessen Schutz er jedenfalls dienen sollte. Endlich flankiert ein dritter, nur wenig kleinerer Thurm links den Eingang des Südthores. Beide Thürme enthalten je ein Thurmzimmer; das des Südthurms ist durch eine Thüre mit dem Burginnern verbunden, während das Zimmer des Ostthurms nur von oben zugänglich war. Dörpfeld unterscheidet[2] an der Burgmauer drei verschiedene Bauweisen. Am schlechtesten ist die Mauer im Westen, am besten sind die Thürme und die Südstrecke der Mauer gebaut. Zu erklären ist dies nach Dörpfeld dadurch, dass die Kunst der Steinbearbeitung während des langen Baues sich immer mehr vervollkommnete.

---

[1] Noack a. a. O., S. 425 ff. Noack erklärt S. 430 diese Eigenthümlichkeit als Stilisierung eines früher wirklich praktischen Zwecken (zur Flankierung) dienenden Motives. Vielleicht sind es Stilisierungen der στῆλαι προβλῆτες, M 259, die man bei flüchtigem Mauerwerk nöthig hatte. Die Baukunst ist ja so conservativ, einmal verwendete Formen beizubehalten, selbst wenn die Anwendung anderen Materials sie entbehrlich macht.

[2] Dörpfeld, Mittheilungen des archäologischen Institutes, 1894, S. 385.

Das Innere der Burg war, wie die Grabungen gezeigt haben, in Terrassen aufgebaut, welche nach der Mitte anstiegen. Die Burgen der mykenischen Epoche scheinen fast alle terrassenförmig gewesen zu sein.[1] Auf der ersten Terrasse lagen die meisten der aufgefundenen großen Wohnhäuser, denn als solche dürfen wir die einzelnen Gebäude wohl ohne Bedenken bezeichnen. Zwischen der unteren oder ersten Terrasse und der Burgmauer befand sich im Süden und Osten ursprünglich ein breiter, freier Raum, der in einer späteren Zeit, aber noch vor Zerstörung der Burg, als der Fußboden schon etwas gestiegen war, von einer großen Anzahl kleiner Gemächer eingenommen wurde, in denen sich viele jener fassartigen großen Thongefäße (πίθοι) fanden, die zur Aufbewahrung von Getreide, Öl, Wein und Wasser benutzt wurden. Verkohlte Gerste hat sich noch in vielen dieser Pithoi gefunden. Zwölf standen in dem mit ε bezeichneten Raume (im Quadrat *J 5* des Planes) dicht gedrängt nebeneinander. Sonach darf man in diesen Räumen Vorrathskammern erblicken, und wir werden uns an die Stelle der Odyssee, II 338 ff., erinnern, wo Telemachos in die Vorrathskammer seines Vaters hinabsteigt, um sich für seine Reise vorzusehen.

„Dort auch standen Gefäße (πίθοι) des alten balsamischen Weines,
Welche süß und lauter das Göttergetränk ihm bewahrten,
Ringsumher (ἐξείης) an die Mauer gestellt."

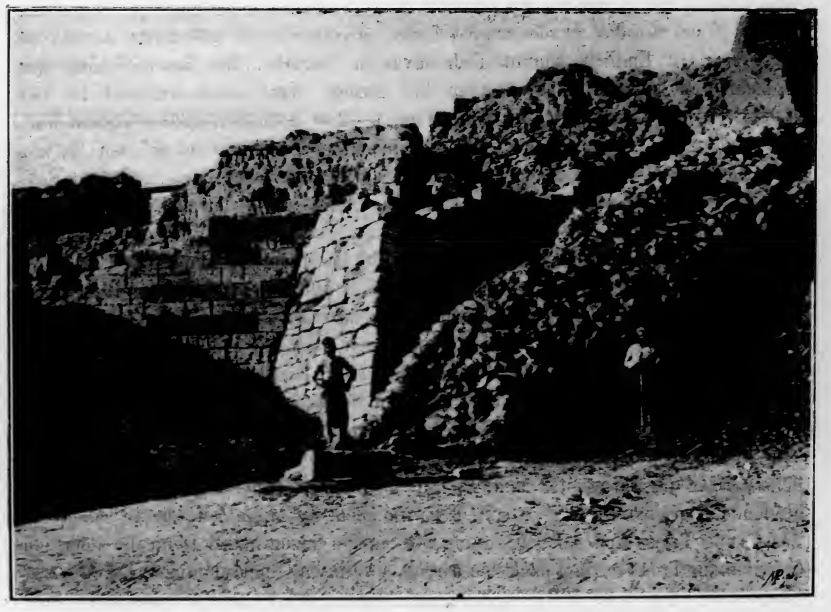
Im ganzen sind die Überreste von sechzehn solcher Kammern aufgedeckt worden.

Die Bauart der Häuser, von denen natürlich meist nur die Fundamente, seltener Stücke von den aufsteigenden Mauern gefunden worden sind, weist noch stärkere Verschiedenheiten als die der Mauer auf. Manche Hausmauern sind geradezu kyklopisch, also aus kaum bearbeiteten Steinen mit Lehmmörtelverband. Bei anderen aber sind die Steine gut bearbeitet und ohne Bindemittel dicht aneinandergefügt. Wichtig ist die Thatsache, dass die Wände der Häuser durchaus aus Stein, nicht wie in der zweiten Burg aus Lehmziegeln erbaut sind.[2] Die meisten Häuser haben einen sehr einfachen Grundplan. Hinter einer rechteckigen Vorhalle liegt ein großer Saal von gleicher Breite, aber bedeutender Tiefe. Die Vorhalle wird merkwürdigerweise nicht wie in den Königshäusern von Tiryns und Mykenä von Säulen getragen, wenigstens haben sich keinerlei Standspuren von Säulen der Vorhallen erhalten. Gerade so war es auch in der zweiten Stadt gewesen. Unbekannt war indessen die Verwendung der Säule auch den Bewohnern dieser Burg nicht. Im Osten wurden die Reste eines Gebäudes (*VI C*) aufgedeckt, in dem sich genau in der Längenachse des Saales eine Säulenbasis gefunden hat. Ihre Stellung zwingt zur Annahme zweier weiterer Säulen, so dass

[1] Dörpfeld, Troja, 1893, S. 33. So auch nach Evans die erwähnte Burg Gulás auf Kreta.

[2] Denn es wurden keine Ziegelbrocken wie in der zweiten Burg gefunden. Ferner ward über dem Gebäude *VI A* später, zur Zeit der siebenten Schicht, ein Haus gebaut, dessen gut bearbeitete, charakteristische Steine offenbar dem älteren Gebäude entnommen waren. Dörpfeld, Troja, 1893, S. 18.

wir einen Saal vor uns sehen, der durch drei Innensäulen in zwei Längsschiffe getheilt war. Jüngst ist die gleiche Erscheinung an einem aus dem siebenten Jahrhundert stammenden Tempel in Neandria, sieben Stunden südlich von Hissarlik, auf dem Tschigri Dagh nachgewiesen worden.[1] Dort wird der Innenraum (8·04 *m* × 19·82 *m*) durch eine mittlere Reihe von sieben Säulen in zwei gleichwertige Längsschiffe getheilt. Und so hält Dörpfeld auch dieses Gebäude *VI C* für einen Tempel. Im ganzen sind im Innern der sechsten Burg außer den



Nordecke des grossen Thurms.
Links römisches Quaderfundament mit Steinmetzzeichen.

Vorrathskammern die zum Theil recht schwachen Spuren von sechzehn Gebäuden aufgedeckt worden. Es ist also verhältnismäßig gar nicht so wenig von der sechsten Burg erhalten geblieben, und bevor die Römer den Hügel ebneten, muss noch viel mehr aufrecht gestanden haben. Man darf dagegen nicht die Zerstörung Trojas ins Feld führen. Die Zerstörung der Städte im Alterthum pflegen wir uns viel zu gründlich vorzustellen. Von dem durch Mummius 146 v. Chr. zerstörten Korinth stehen heute noch sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels mit ihrem Gebälk aufrecht, und vor wenigen Jahren standen gar ihrer neun.

[1] Von Robert Koldewey, Neandria, 51. Programm zum Winkelmannsfest, Berlin 1891.

Das Innere der Burg war, wie die Grabungen gezeigt haben, in Terrassen aufgebaut, welche nach der Mitte anstiegen. Die Burgen der mykenischen Epoche scheinen fast alle terrassenförmig gewesen zu sein.[1] Auf der ersten Terrasse lagen die meisten der aufgefundenen großen Wohnhäuser, denn als solche dürfen wir die einzelnen Gebäude wohl ohne Bedenken bezeichnen. Zwischen der unteren oder ersten Terrasse und der Burgmauer befand sich im Süden und Osten ursprünglich ein breiter, freier Raum, der in einer späteren Zeit, aber noch vor Zerstörung der Burg, als der Fußboden schon etwas gestiegen war, von einer großen Anzahl kleiner Gemächer eingenommen wurde, in denen sich viele jener fassartigen großen Thongefäße (πίθοι) fanden, die zur Aufbewahrung von Getreide, Öl, Wein und Wasser benutzt wurden. Verkohlte Gerste hat sich noch in vielen dieser Pithoi gefunden. Zwölf standen in dem mit ε bezeichneten Raume (im Quadrat *J 5* des Planes) dicht gedrängt nebeneinander. Sonach darf man in diesen Räumen Vorrathskammern erblicken, und wir werden uns an die Stelle der Odyssee, II 338 ff., erinnern, wo Telemachos in die Vorrathskammer seines Vaters hinabsteigt, um sich für seine Reise vorzusehen.

„Dort auch standen Gefäße (πίθοι) des alten balsamischen Weines,
Welche süß und lauter das Göttergetränk ihm bewahrten,
Ringsumher (ἑξείης) an die Mauer gestellt."

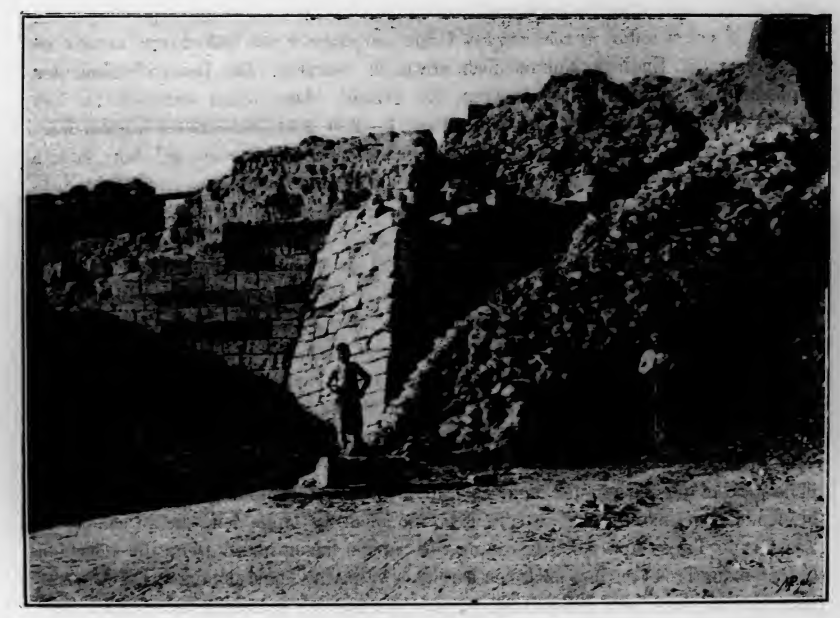
Im ganzen sind die Überreste von sechzehn solcher Kammern aufgedeckt worden.

Die Bauart der Häuser, von denen natürlich meist nur die Fundamente, seltener Stücke von den aufsteigenden Mauern gefunden worden sind, weist noch stärkere Verschiedenheiten als die der Mauer auf. Manche Hausmauern sind geradezu kyklopisch, also aus kaum bearbeiteten Steinen mit Lehmmörtelverband. Bei anderen aber sind die Steine gut bearbeitet und ohne Bindemittel dicht aneinandergefügt. Wichtig ist die Thatsache, dass die Wände der Häuser durchaus aus Stein, nicht wie in der zweiten Burg aus Lehmziegeln erbaut sind.[2] Die meisten Häuser haben einen sehr einfachen Grundplan. Hinter einer rechteckigen Vorhalle liegt ein großer Saal von gleicher Breite, aber bedeutender Tiefe. Die Vorhalle wird merkwürdigerweise nicht wie in den Königshäusern von Tiryns und Mykenä von Säulen getragen, wenigstens haben sich keinerlei Standspuren von Säulen der Vorhallen erhalten. Gerade so war es auch in der zweiten Stadt gewesen. Unbekannt war indessen die Verwendung der Säule auch den Bewohnern dieser Burg nicht. Im Osten wurden die Reste eines Gebäudes (*VI C*) aufgedeckt, in dem sich genau in der Längenachse des Saales eine Säulenbasis gefunden hat. Ihre Stellung zwingt zur Annahme zweier weiterer Säulen, so dass

[1] Dörpfeld, Troja, 1893, S. 33. So auch nach Evans die erwähnte Burg Gulás auf Kreta.

[2] Denn es wurden keine Ziegelbrocken wie in der zweiten Burg gefunden. Ferner ward über dem Gebäude *VI A* später, zur Zeit der siebenten Schicht, ein Haus gebaut, dessen gut bearbeitete, charakteristische Steine offenbar dem älteren Gebäude entnommen waren. Dörpfeld, Troja, 1893, S. 18.

wir einen Saal vor uns sehen, der durch drei Innensäulen in zwei Längsschiffe getheilt war. Jüngst ist die gleiche Erscheinung an einem aus dem siebenten Jahrhundert stammenden Tempel in Neandria, sieben Stunden südlich von Hissarlik, auf dem Tschigri Dagh nachgewiesen worden.[1] Dort wird der Innenraum (8·04 *m* × 19·82 *m*) durch eine mittlere Reihe von sieben Säulen in zwei gleichwertige Längsschiffe getheilt. Und so hält Dörpfeld auch dieses Gebäude *VI C* für einen Tempel. Im ganzen sind im Innern der sechsten Burg außer den



Nordecke des grossen Thurms.
Links römisches Quaderfundament mit Steinmetzzeichen.

Vorrathskammern die zum Theil recht schwachen Spuren von sechzehn Gebäuden aufgedeckt worden. Es ist also verhältnismäßig gar nicht so wenig von der sechsten Burg erhalten geblieben, und bevor die Römer den Hügel ebneten, muss noch viel mehr aufrecht gestanden haben. Man darf dagegen nicht die Zerstörung Trojas ins Feld führen. Die Zerstörung der Städte im Alterthum pflegen wir uns viel zu gründlich vorzustellen. Von dem durch Mummius 146 v. Chr. zerstörten Korinth stehen heute noch sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels mit ihrem Gebälk aufrecht, und vor wenigen Jahren standen gar ihrer neun.

[1] Von Robert Koldewey, Neandria, 51. Programm zum Winkelmannsfest, Berlin 1891.

Strabo bemerkt VIII 372, wo er auf die Argolis zu sprechen kommt, dass Mykenä später (468 v. Chr.) von den Argivern spurlos zerstört worden ist (ὥστε νῦν μηδ' ἴχνος εὑρίσκεσθαι τῆς Μυκηναίων πόλεως), und doch sah noch Pausanias im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die gewaltigen Reste von Mykenä, und im neunzehnten Jahrhundert haben eben diese Reste Schliemann zu seinen Ausgrabungen veranlasst. Schlagend ist endlich das Beispiel, das Dörpfeld anführt, dass die alten pelargischen Mauern der Akropolis noch heute an mehreren Stellen einige Meter hoch aufrecht stehen, trotzdem Mardonios (Herodot, IX 13) alles, was er von den Mauern noch aufrecht fand, dem Erdboden hatte gleichmachen lassen (εἴ κού τι ὀρθὸν ἦν τῶν τειχέων ἢ τῶν οἰκημάτων ἢ τῶν ἱρῶν, πάντα καταβαλὼν καὶ συγχώσας). Endlich kommt noch etwas in Betracht. Die Beschaffenheit der Erdschichten bei den Ausgrabungen hat gezeigt, dass schon während des Bestehens der sechsten Burg die Ringmauer 1—2 *m* hoch verschüttet worden war. Als neue Ansiedler, die Bewohner der siebenten Schicht, sich auf den Ruinen niederließen, waren die Mauern im Osten und Süden schon meterhoch mit Erdschutt bedeckt. Was noch aus der Erde hervorsah, wurde durch Vorbauten oder Umbauten verkleidet.

Im Norden und Westen der Burg fehlt die Mauer gänzlich. Die Erklärung hiefür scheint uns Strabo zu geben,[1] der XIII 599 sagt: „Von der alten Stadt ist keine Spur mehr übrig; ganz natürlich, die Städte in der Umgegend waren verwüstet, ohne völlig vernichtet zu sein, Troja aber war von Grund aus vertilgt, daher wurden seine Steine zum Bau der anderen Städte verwendet. So soll zum Beispiel Archaianax von Mitylene aus den Steinen von Troja die Mauer von Sigeion erbaut haben." Sigeion, das heutige Jeni Schehr, liegt genau nordwestlich von Hissarlik, und so wäre es begreiflich, dass gerade die westliche und nördliche Strecke der Burgmauer fehlt. Es scheint mir aber doch einiges gegen diese verblüffende Übereinstimmung zu sprechen; vor allem die lange Zeit, die zwischen der Zerstörung Trojas und der Befestigung von Sigeion liegen muss. Denn die äolischen Colonien der Troas reichen nach den bereits erwähnten Untersuchungen Ed. Meyers[2] kaum über das Jahr 700 v. Chr. hinauf. Ferner ist es unwahrscheinlich, dass man mit den Steinen einer zweihundert Meter langen Mauerstrecke die Festungsmauer einer Stadt herstellen kann (τὸ Σίγειον τειχίσαι sagt Strabo). Oder aber meinte Strabo etwa die Stadt Troja, die Unterstadt, die sich an die Burg anschloss? Und reichten die Steine nicht aus, so dass man auch das nächste Stück der Burgmauer dazu verwendete? Hiemit berühren wir die wichtige Frage nach der Unterstadt und kommen so auf das Verhältnis der Funde zu den Angaben der Ilias zu sprechen. Dass das Plateau, welches im Süden und Osten des Burghügels (nur durch eine geringe Niederung von ihm geschieden) sich ausdehnt,

[1] Dörpfeld, Troja, 1893, S. 45, Mittheilungen des archäologischen Institutes, 1894, S. 382.

[2] Geschichte von Troas, Leipzig 1877, S. 79 ff. — Übrigens stammt nach Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, II, § 402, Anmerkung, S. 645, die Nachricht des Strabo aus Demetrios von Skepsis gegen Timaios, der Periander auf Pittakos Seite kämpfen ließ.

auch schon zur Zeit der sechsten Burg bewohnt war, das ist an und für sich wahrscheinlich und ist durch Versuchsgraben, die an mehreren Stellen gezogen worden sind, außer Zweifel gestellt.[1] Aber von einer Stadtmauer aus dieser Zeit wurde keine Spur gefunden; ebensowenig zeigten sich an der Burgmauer irgendwelche Ansatzspuren einer solchen. In der Ilias wird zwar die Burg fünfmal πέργαμος genannt,[2] aber nie wird die Burg in einen Gegensatz zur Stadt gebracht. Anderwärts wird von der Hochstadt gesprochen, wo Athene einen Tempel hatte (VI 88 νηὸν Ἀθηναίης γλαυκώπιδος ἐν πόλει ἄκρῃ und 297). Auch Paris wohnte nahe dem Hause des Priamos und des Hektor ἐν πόλει ἄκρῃ VI 317; ebendort auf der Höhe halten die Trojer Rath VII 345, und XX 52 schreit Ares κατ' ἀκροτάτης πόλεως Τρώεσσι κελεύων. Nach dem Falle Hektors fordert Achilles die argivischen Fürsten zu einem Angriff gegen die Stadt auf, um zu erkennen, ob die Trojer die Hochstadt nun doch verlassen oder auch ohne Hektor noch ausharren, XXII 383. An allen übrigen Stellen wird die Burg oder Akropolis nicht hervorgehoben, sondern es wird nur von der Stadt gesprochen, wobei der Dichter πόλις und ἄστυ ohne Unterschied verwendet; am gewöhnlichsten aber heißt die Stadt Ἴλιος, meist mit dem Epitheton ἱρή, seltener Τροίη, welcher Name mitunter auch die Landschaft bezeichnet, z. B. XVIII 330; XIX 380; XXIV 346. Wo der Dichter die Ausfahrt des Priamos schildert (XXIV 323 ff.), lässt er diesen nach dem Verlassen des Thorbaues καρπαλίμως κατὰ ἄστυ das Gespann lenken, von seinen Kindern und Schwiegersöhnen begleitet. Gleich heißt es dann (329): „Wie sie nun aus der Stadt herabgekommen waren und an die Ebene gelangten" u. s. w. An dieser Stelle wäre doch Gelegenheit gewesen, die Burg hervorzuheben, aber es geschieht nichts dergleichen, und Priamos fährt herab, als hätte es keine Mauer und kein Thor zwischen Burg und Stadt gegeben. Ebenso stürmt Hektor VI 237 beim Skäischen Thor herein und ist gleich darauf auf der höchsten Stelle von Ilios und kehrt denselben Weg (391) zum Skäischen Thor zurück εὐκτιμένας κατ' ἀγυιάς und διερχόμενος μέγα ἄστυ. Von einem Burgthor keine Spur. Daraus ergibt sich, dass für den Dichter die Hochstadt gegen eine allenfalls vorhandene Unterstadt nicht durch eine eigene Mauer abgeschlossen ist. Es ist nun eine Mauer vorhanden, und die umschließt die Häuser aller Trojer und der Mitglieder des Fürstenhauses, deren Wohnungen sich in der Nähe der Tempel auf der Hochstadt befinden.

Was sagt uns nun der Dichter vom Aussehen der Stadt? Die Stadt ist breitstraßig, gut gebaut, lieblich, groß, steil (αἰπεινή, IX 419; XIII 625, 773; XV 215 [257], 558; XVII 327) und wohl ummauert (εὐτείχεος, I 113; V 716; IX 20), ihre Mauer mit Thürmen und mächtigen Thorbauten versehen (εὔπυργος, VII 71; ὑψίπυλος, XVI 698; XXI 544). Sie hat mehrere Thore, wie aus VII, 58 und XVIII 275 hervorgeht. Das oftgenannte Skäische Thor führte unmittelbar in die Ebene. Dreimal wird das Dardanische Thor erwähnt: V 789 schreit Here mit Stentorstimme, dass früher die Trojer nie vor das Dardanische Thor zu gehen wagten; XXII 194 möchte Hektor, von Achilles verfolgt, das Dardanische Thor

[1] Dörpfeld, Mittheilungen, 1894, S. 394.

[2] Δ 508, E 446 und 460, Z 512, H 21 = Δ 508, Ω 700.

gewinnen, und XXII 413 will Priamos durch eben dieses Thor zu den Schiffen der Archäer eilen,[1] während nach den sonstigen Angaben des Epos der nächste Weg an den Hellespont durch das Skäische Thor führt. Man hat daher geglaubt, dass das Hauptthor der Stadt eine Doppelnamen hatte. Dies wäre wohl möglich, denn die Namen altgriechischer Stadtthore bezeichnen meistens entweder die Bauart oder sie beziehen sich auf die Zielpunkte der Landschaft, zu denen der Weg durch das Thor führt.[2] Durch das Skäische Thor gelangte man auf das Schlachtfeld, das im Norden (und Nordosten) von Hissarlik zu suchen ist, vielleicht führte auch vom Thor nordöstlich oder rein östlich der Weg in die Landschaft Dardanien. Skäisch aber kann das Thor nur wegen seiner Bauart genannt worden sein. Die Thore der alten Städte Griechenlands, Kleinasiens und Italiens sind so gebaut, dass der anrückende Feind möglichst lange seine schildlose rechte Seite den Geschossen der Belagerer darbieten musste. Der Zugang zum Thor ist so angelegt, dass der Angreifer bei der Annäherung seine rechte, nicht seine linke Seite zur Mauer kehren musste, von der er beschossen ward. Dies konnte auf zweierlei Weise erreicht werden. Entweder macht man es dem Belagerer dadurch unmöglich, in gerader Richtung auf das Thor loszugehen, dass man ihn durch eine Rampe nöthigt, von rechts (im Sinne des Vertheidigers von links) heranzukommen, wodurch er die Festungsmauer zur Rechten hat, oder es wird, wenn die Terrainverhältnisse doch eine Annäherung von der anderen Seite gestatten, das Thor so gebaut, dass der Feind sich in ihm nach links drehen muss, das heißt so wie das Ostthor der sechsten Burg auf Hissarlik, welches ein treffliches Beispiel für ein solches „Linksthor" abgibt. Vitruv, I 5, 2, sagt darüber: „Excogitandum uti portarum itinera non sint directa sed scaeva. Namque cum ita factum fuerit, tum dextrum latus accedentibus, quod scuto non erit tectum, proximum erit muro. Reichel freilich, der in seiner Abhandlung über homerische Waffen die Behauptung aufstellt, dass in der mykenischen Zeit nur der große, den ganzen Leib deckende Schild, nicht der kleinere, runde Bügelschild im Gebrauch gewesen ist, will solchen Thorbau für die mykenische Zeit nicht gelten lassen; denn bei dem großen mykenischen Schild hat es keine Schildseite gegeben, wie bei den am linken Arm getragenen Rundschilden. Der mykenische Schild ward am Telamon getragen, deckte die Brust und gewährte beiden Seiten allerdings nur geringen, aber gleichmäßigen Schutz. „Deshalb wird beim Festungsbau der mykenischen Periode das Princip der Folgezeit, den Angreifer zu zwingen, dass er mit der rechten, unbeschildeten Seite die Mauer entlang komme, noch gar nicht beachtet, sondern nur darauf gesehen, ihn von irgend einer Seite zu bekommen, rechts oder links gleichviel. Deshalb werden den Burgthoren geschlossene Gänge vorgelegt, die dem Feind einen Frontalangriff auf die Mauer verwehren und dem Vertheidiger gestatten, ihn längere Zeit von beiden Seiten und im Rücken zu beschießen."[3] Als

[1] X (= XXII) gehört zu den ältesten Bestandtheilen der Ilias.

[2] E. Curtius, Zur Geschichte des Wegebaus bei den Griechen, Gesammelte Abhandlungen, I, S. 105.

[3] Reichel a. a. O., S. 18.

Beispiel führt Reichel Mykenä an.[1] Allein das Hauptthor von Tiryns ist entschieden skäisch angelegt und widerspricht geradezu der Annahme Reichels, ebenso das Ostthor der sechsten Burg auf Hissarlik, und was das Hauptthor (Löwenthor) von Mykenä anlangt, so ist die ursprünglich allerdings nicht skäische Anlage gerade durch den spornartig vorspringenden Mauerthurm, der später angebaut zu sein scheint,[2] eben doch, so gut es sich machen ließ, zu einer skäischen geworden. Dass nunmehr eine Beschießung von beiden Seiten möglich war, konnte doch nicht als Nachtheil empfunden werden. Auch das Hauptthor (Südthor) von Arne ist entschieden skäisch angelegt.[3] Es ist ja auch natürlich, dass, wenn damals wirklich der große mykenische Schild allein im Gebrauch war, bei den Thoranlagen doch auch auf die große Masse der Krieger, die nur mit einem schildartigen Fell (λαισήιον bei Homer) bewehrt war, Rücksicht genommen werden musste. Das Skäische Thor der Ilias ist also ohne Zweifel ein solches „Linksthor" gewesen.

Was erfahren wir nun über die Mauer vor Troja aus dem Epos? Nicht gerade viel. Die Mauer war mit mächtigen, hohen, wohlgebauten, (III 384, IV 34, XXII 195) Thürmen, die vorsprangen (XXII 97), versehen, steil, d. h. in starker Böschung den Fels umfangend erbaut (αἰπὺ τεῖχος, VI 327, XI 181), an einer Stelle, wo der Feigenbaum stand, gefährdet, d. h. ersteigbar (VI 433). Mauer und Thürme waren von Götterhand erbaut (VIII 519), Poseidon hat sie allein (XXI 446) oder mit Apollon (VII 452) errichtet, der Stadt ein unzerbrechlicher Schutz. Sie hatte daher auch geradezu einen Ruf, κλυτὰ τείχεα (XXI 295). Ein mächtiger Thurm stand hart am Skäischen Thor, bildete die eine Seite des Thores (III 149) und bot eine Aussicht über das Schlachtfeld. Oft stand Priamos hier mit den Frauen der Troer. Wenn wir das Wenige noch hinzufügen, was wir über die Gebäude in Troja erfahren, dass sowohl Apollon (V 446) als Athena (VI 297) einen Tempel auf der Burg besaßen, dass das Haus des Priamos Vorhallen und andere Räume aus geglätteten Steinen hatte (VI 243 ff.), dass des Paris hochragendes Haus von dem besten Baumeister Trojas aufgeführt war (VI 503) und aus θάλαμος, δῶμα und αὐλή bestand (VI 316 f.), dass auch beim Hause des Priamos ein Thorvorbau, ein Propylaion in den Hofraum führte (XXII 66, 71) wie bei den Fürstenhäusern der Odyssee, ja sogar beim Palast des Zeus auf dem Olympos (XV 124), so haben wir alles Wesentliche genannt. Es ist klar, dass diese Angaben so gering sind, dass ein Vergleich mit den ausgegrabenen Resten der sechsten Burg wenig Licht verbreiten kann. Um überhaupt zu einem Ergebnis zu gelangen, müssen wir über das Verhältnis der Burg zur Unterstadt ins klare kommen. Der Flächeninhalt der sechsten Burg lässt sich annähernd berechnen. Nehmen wir an, dass die Ringmauer, der Gestalt des Hügels ent-

[1] Welches allerdings schon Hauptmann Steffens 1884 im Text zu seiner vortrefflichen Karte von Mykenä — ohne Kenntnis der mykenischen Kampfweise — für strategisch falsch gebaut erklärt hatte.

[2] Curtius a. a. O., S. 92.

[3] Noack a. a. O., Tafel X und S. 429, Fig. 3.

sprechend, ungefähr einen Kreis bildete, dessen Umfang, nach der erhaltenen Strecke von 300 *m* zu schließen, sich auf etwa 500 *m* belaufen haben wird, so ergibt sich eine Fläche von 19.000 bis 20.000 m^2 oder von 2 *ha*. Ebenso groß ist der Flächeninhalt der Burg von Tiryns, um 1 *ha* größer die Burg von Mykenä, während die Burg der zweiten Schicht auf Hissarlik nur einen Raum von 8000 m^2 einnimmt. Auf einem so kleinen Raum kann keine Stadt mit (Il., II 126 ff.) fast 10.000 Bewohnern — ohne die Bundesgenossen — erbaut gewesen sein. Wohl treibt die dichterische Phantasie mit solchen Zahlen gern freies Spiel, und in der Nibelungenburg wohnen (Nib., 474, 1) „wol drîzec tûsent recken“,[1] und in den Burgen Rüdigers und Etzels finden alle burgundischen Helden Aufnahme. Allein für Troja ist es nach dem oben Erwähnten sicher, dass die große Masse des Volkes um die Burg herum gesessen ist, ohne dass eine besonders starke Mauer diese eigentliche Stadt schützte. Wozu hätte man auch Burgmauern von so erstaunlichen Ausmaßen gebaut, wie in Tiryns, Mykenä, Troja, wenn schon die Stadt selbst widerstandsfähige Mauern gehabt hätte? Wir kennen eine befestigte Stadt sammt Burg aus mykenischer Zeit, das mehrfach erwähnte Gla am Kopaissee, das alte Arne. Die Ansiedler benützten den aus dem See aufragenden Felsen und befestigten ihn auf allen Seiten und gewannen so einen Raum, der etwa zwölfmal größer ist als der Flächenraum der sechsten Burg auf Hissarlik. Die Umfassungsmauern der Stadt, die die erwähnten Vorsprünge haben, sind durchgängig 5·70 *m* stark; die Umfassungsmauern des Palastes und anderer Baulichkeiten — vielleicht einer Agora, die auch auf der Burg von Troja (VII 345) gewesen sein dürfte — hatten nur eine Stärke von 1·20 *m*. Sie setzten im Norden mit zwei Schenkeln an die Ringmauer der Stadt an. Ein so günstiges Gelände stand selten zur Verfügung, und in der Ebene baut man nicht so mächtige Mauern. Zwar ist in Mykenä auch in der Unterstadt ein Mauerzug in schwachen Spuren nachgewiesen worden. Diese Mauer war aus viel kleineren Steinen erbaut und ist deshalb auch fast völlig zerstört. Nur in der Nähe der Südwest-Ecke der Burg findet man ein kleines, nach Westen laufendes Stück, später taucht noch einmal eines in südlicher und noch eines in westlicher Erstreckung auf. Diese Mauer ist jünger als die Burgmauer. Ursprünglich hauste das Volk höchst wahrscheinlich um die mykenischen Burgen in offenen Ansiedlungen dorfartig, wie wir es von den Spartanern der historischen Zeit wissen. Die Überbleibsel von Häusern und Gräbern um Mykenä wenigstens zeigen uns, dass die Leute auf dem umliegenden welligen Terrain nicht in zusammenhängenden Ansiedlungen, sondern in kleinen Dörfern oder Häusergruppen gewohnt haben. Im Falle eines Krieges mag man wohl eine flüchtige Befestigung auch um die Unterstadt gebaut haben, sowie in der Ilias, VII 437 ff., die Griechen ihr Lager — freilich mit märchenhafter Geschwindigkeit — durch Mauer und Graben schützten, aber sehr stark wird ein solcher Bau nicht gewesen sein. Unter Umständen wird das Volk auch wohl oder übel in der Burg Aufnahme gefunden und dort auf das engste sich zusammengedrängt haben. Man möchte doch fast eine Äußerung Hektors zu Polydamas

[1] *B* und *C* schreiben freilich drîzec hundert.

darauf beziehen. Der räth zur Vertheidigung hinter den Mauern, da ruft Hektor, XVIII 287: „Habt ihr denn noch nicht satt das Gedränge zwischen den Mauern!“ (ἦ οὔ πω κεκόρησθε ἐέλμενοι ἔνδοθι πύργων;)

Bei dieser geringen Bedeutung der Unterstadt als Bollwerk konnte es geschehen, dass sie allmählich ganz aus der Erinnerung der Menschen schwand, d. h. dass die Überlieferung, die Sage, die Unterstadt gar nicht mehr kennt, hingegen die Burg, die Akropolis, zum Bild einer Stadt erweitert. Homer nennt sogar diese Stadt breitstraßig (εὐρυάγυια, z. B. Il., II 141) wie Mykenä (Il., IV 52), ein Beiwort, das nur auf die Unterstadt passen kann, wo die einzelnen Häusergruppen natürlich durch breite Straßen geschieden waren, während es auf den Burgen selbst weder regelmäßige noch breite Straßen gegeben hat.[1] So verschieben sich die Verhältnisse durch Übertragung nicht dazu gehörender Vorstellungen. Die Befestigung der Burg wird unter dem vergrößernden Einfluss der Sage zur Befestigung der ganzen Stadt, und der Dichter, der den Sagenstoff bearbeitet, hat keinen Anlass, daran zu ändern. Umso leichter konnte die Unterstadt sich verflüchtigen, als nach der Verwüstung gerade die mächtige Ringmauer der Burg das einzige sichtbare Zeichen gewesen sein wird, das den Späteren von der vergangenen Herrlichkeit Kunde gab; daran konnte die Überlieferung anknüpfen, der Riesenmauern bemächtigte sich begierig die Phantasie, wie es an vielen anderen Orten, zu allen Zeiten geschehen ist. Dann ist aber auch klar, dass man zwischen den Angaben der Ilias und den Ruinen von Hissarlik eine genaue Übereinstimmung nicht suchen darf. Schon Schliemann hat darauf hingewiesen, dass die Beschreibung Homers mit der Wirklichkeit (der zweiten Stadt, wie er meinte) nicht übereinstimme, was nicht wundernehmen dürfe, da ja Homer Troja nicht selbst gesehen haben könne.

In dem gegenwärtigen Jahre feiert die homerische Frage ihr hundertjähriges Jubiläum. Man kann dabei insofern von einem Ergebnis reden, als man sich jetzt mehr und mehr der Ansicht zuzuneigen beginnt, dass es doch einen „Dichter“ Homer der Ilias und der Odyssee gegeben hat. Freilich ist weder die Ilias noch die Odyssee lediglich sein Werk, sondern er hat frühere Dichtungen, überliefertes Sagen- und Sprachgut in ausgedehntem Maße benützt. Es ist aber bisher noch keinem gelungen, allgemein überzeugend nachzuweisen, welche Stücke der Überlieferung angehören, welche vom Dichter umgebildet oder welche von ihm selbständig geschaffen worden sind. Das Verhältnis Homers zur Überlieferung lässt sich eben nicht mehr feststellen, denn er hat den Stoff mit künstlerischer Gestaltungskraft zu einem lebendigen Ganzen umgeformt. Die Zeit, in der die Gedichte von Homer im wesentlichen die Form bekommen haben, in der sie uns vorliegen, ist durch mindestens zwei Jahrhunderte von der Zeit der Zerstörung von Troja getrennt. Jedenfalls hat Homer die Ruinen von Troja nicht

[1] Auf der Akropolis von Mykenä wurden bei den Ausgrabungen Wege gefunden, die mitunter kaum $1^1/_2$ *m* breit waren. An der Westseite der Burgmauer ist sogar ein schmaler Treppenweg mit zweiunddreißig Steinstufen entdeckt worden. Tsundas a. a. O., S. 22.

selbst gesehen. Was er also über Troja berichtet, verdankt er entweder den alten Liedern, deren Fluss wohl schon zu Zeiten der mykenischen Cultur unmittelbar nach dem trojanischen Krieg begonnen hatte, oder er hat es nach Bedarf aus eigenem hinzugegeben. Wie die ununterbrochene Tradition so viele scharf ausgeprägte Züge der Vorzeit herübergerettet hat, so verdankt der Dichter ihr auch im wesentlichen seine Kenntnis der belagerten Stadt und wohl auch des Landes, und wenn wir oben S. 8 von dem Dichter sprachen, der nach eigener Anschauung schildert, so ist damit natürlich nicht Homer gemeint. Homer hat dies alles aus zweiter Hand. Da aber auch schon der erste Dichter die äußere Welt als Dichter wiedergegeben haben und ein anderes Bild aus der Wirklichkeit herausgesehen haben wird, als ein beschreibender Landesvermesser, so kann die Übereinstimmung zwischen Dichtung und Wirklichkeit sich nur auf allgemeine oder besonders namhafte Dinge erstrecken. Und solche Übereinstimmung haben wir gefunden: Die gepriesene Mauer der Stadt, die an trefflicher Ausführung alle anderen Mauerbauten mykenischer Zeit zurücklässt, das Skäische Thor und den großen Thurm, wenn auch beide nicht an dem erwarteten Orte, die Schwäche der Mauer an einer Stelle, die Wohnhäuser der Burg zum Theil aus geglätteten Steinen erbaut, und endlich gar, wenn Dörpfeld mit seiner Vermuthung recht hat, einen Tempel.[1] Diese Vermuthung scheint mir so interessant, dass sie ein Eingehen auf den Gegenstand verlohnt.

Homer erwähnt auf der Burg von Ilios zwei Tempel, einen des Apollon (V 446, 460) und einen der Athena (VI 297). Diese beiden Heiligthümer kann der Dichter nicht aus seiner Phantasie der Stadt des Priamos zuschreiben. Sie müssen zum Bestand der ältesten Überlieferung gehören, denn die Ilias kennt Tempel nur an zwei oder drei Stellen: I 39, II 549, IX 404. Von diesen kommt eigentlich nur die erste in Betracht, wo der Priester Chryses zu Apollon betet: εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἔρεψα.[2] Die zweite Stelle stammt aus einer sehr jungen Zeit, aus der Zeit des Peisistratos, wie Wilamowitz[3] nachgewiesen hat.[4] An der

[1] Dörpfeld, Troja, 1893, S. 57, meint auch eine Andeutung der terrassenförmigen Anlage der Burg in den Worten ἐν ἀκροτάτῃ πόλει X 172 sehen zu müssen. Indessen muss man bedenken, dass ἄκρος wegen seiner Bedeutung eigentlich keinen Superlativ braucht, und wenn er dennoch (wie begreiflich im daktylischen Rhythmus) vorkommt, so ist das eine Steigerung des Ausdruckes, nicht des Begriffes; ἀκροτάτῃ κορυφῇ Οὐλύμποιο, Λ 499, ist ganz so gemeint wie ἀνά Γαργάρῳ ἄκρῳ O 152.

[2] Der sonderbare Ausdruck ἔρεψα veranlasste Ameis-Hentze (Anhang) unter Verweisung auf Pausanias X 5, 9, an die Zeit zu denken, wo die Tempel aus Laubwerk geflochten wurden. (?) Vielleicht hat der älteste von Pausanias an der genannten Stelle angedeutete Tempel des Apollon in Delphi ebenso aus Holz bestanden wie das Heraion in Olympia. Pausanias könnte die Nachricht missverstanden und sich ein Heiligthum aus Lorbeerzweigen vorgestellt und daher an die Gestalt einer Hütte gedacht haben. Der Lorbeer ist nicht nur ein Strauch, sondern namentlich in Thessalien ein stattlicher Baum. Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere, fünfte Auflage, S. 186.

[3] Homerische Untersuchungen, S. 247 f.

[4] Über den alten Athenatempel, Dörpfeld, Mittheilungen des archäologischen Institutes, 1887, S. 26.

dritten Stelle endlich wird die steinerne Schwelle des Phoibos Apollon im steinichten Pytho genannt, die viele Schätze berge; ob darunter ein Tempel zu verstehen, ist unklar. Selbst in der Odyssee erscheinen Tempel nur an ganz wenigen Stellen.[1] Es kommt also in der ganzen Ilias, außer den auf Troja bezüglichen Stellen, nur eine Stelle (I 39) in Betracht. Das gewöhnliche Heiligthum der Culturstufe, die das Epos so vielfach voraussetzt, ist eben der Altar im Palast des Fürsten, der zugleich Priester ist und die heilige Handlung des Opfers und des Gebetes vollzieht. Außerdem gibt es Altäre und heilige Bezirke, die nicht mit dem Anaktenhause verbunden sind, z. B. Il., VIII 48 Altar und Temenos des Zeus auf dem Ida, II 506 heiliger Hain des Poseidon zu Onchestos in Böotien. Auf mehreren Altären des Zeus hat Agamemnon während des Zuges nach Troja geopfert VIII 240. Auf Altären opfern auch die Griechen in Troja und in Aulis, VIII 249, XI 808. In der Odyssee hat Aphrodite zu Paphos einen heiligen Bezirk und Altar VIII 363, auf Delos Apollon einen Altar VI 162 f. Ein heiliger Hain des Apollon in Ismaros wird IX 200 erwähnt; XX 278 versammeln sich die Achaier im schattigen Hain des Apollon; VI 291 wird ein heiliger Hain der Athena erwähnt und XVII 210 ein Altar der Nymphen im Nymphenhain auf Ithaka. Kurz, an Heiligthümern der Götter fehlt es nicht, aber sie haben — bis auf wenige Ausnahmen — keine Tempel und somit auch keine Götterbilder.[2] Der Palast ist eben die gewöhnliche Stätte der heiligen Handlung.[3] Daraus ergibt sich, dass, wenn Homer auf Troja einen Apollon- und einen Athenatempel kennt, dies ein Zug alter Überlieferung sein muss. Es ist freilich wahr, dass bisher weder in Tiryns und Mykenä, noch an anderen Stätten mykenischer Cultur Reste von Gebäuden gefunden worden sind, die man mit einigem Rechte Tempel nennen könnte. Heilige Bezirke aus mykenischer Zeit hat man nachgewiesen, aber keine Tempelbauten. Allein die bisherigen Ausgrabungen berechtigen uns in dieser Frage noch nicht, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Noch vor kurzem durfte man behaupten, die mykenische Cultur ist analphabet. Heute ist diese Behauptung unhaltbar. Ebenso kann es mit der Frage nach dem Vorhandensein von Tempeln stehen. Man beachte, dass die Ilias nach dem oben Gesagten nur in Kleinasien Tempel zu kennen scheint, in Troja und in Chryse. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die nahe Berührung mit dem Orient gerade dem östlichsten Gebiete mykenischer Cultur in Steinbau und Schrift einen Vorsprung vor dem Westen gegeben hat. Wir müssen uns überhaupt davor hüten zu glauben, dass diese Cultur eine ganz einheitliche und gleichmäßige gewesen sei. Die Funde zwingen, den Kreis immer weiter zu ziehen und anzunehmen, dass Stämme verschiedener Nationen diese Cultur besessen haben. Gewiss haben sich Cultur und Nationalität damals noch nicht gedeckt, und das mag manche Verschiedenheit erklären. Ich nehme also an, dass es wirklich Tempel in Troja gegeben hat, und finde eine Unterstützung

[1] μ 345, ζ 10. — η 81 ist kein Tempel gemeint.

[2] Nur Z 301 wird vielleicht ein Athenabild angedeutet.

[3] Die Gottheit scheint sogar nach η 81 im Hause des Fürsten zu wohnen. (Noack, Arne, S. 477).

dieser Annahme in folgenden Thatsachen und Erwägungen. Ein in fünf gleichen Exemplaren aus zwei Schachtgräbern in Mykenä stammendes Goldplättchen zeigt den Aufriss eines von Tauben umflatterten, tempelartigen Gebäudes.[1] Vergleicht man damit eine sehr ähnliche Darstellung auf Münzen der Kaiserzeit aus Paphos, so muss man die Darstellung für einen (Aphrodite-)Tempel halten. Man denkt dabei freilich zunächst, dass jenes Stück eingeführte Arbeit ist. Doch zeigt sich über dem Mittelbau das wohlbekannte Motiv des Alabasterfrieses von Tiryns. „Hätten wir die Gewissheit," sagt Perrot-Chipiez,[2] „dass es in Mykenä verfertigt ist, so würden wir daraus schließen, dass es bereits in mykenischer Zeit in Griechenland Tempel gegeben habe."

Es gibt aber noch eine andere Spur. Auf dem Kasten eines 1892 in Mykenä gefundenen Goldringes[3] sind drei Frauen dargestellt, die Zweige in den Händen tragen. Die letzte hält in der Rechten einen spitzen Gegenstand, vermuthlich ein Messer. Alle heben die eine Hand wie verehrend vor einem Gebäude in die Höhe, das anscheinend einen Tempel oder den Theil eines Tempels darstellt, denn es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem auf dem Goldplättchen abgebildeten Aphrodite-Heiligthum, nur dass auf dem Ringe statt der drei thürartigen Öffnungen des Plättchens nur eine vorhanden ist. Aber von der rechten Ecke oben steigt eine senkrechte Linie an, die vielleicht andeutet, dass das Gebäude sich in einem höheren Mittelbau fortsetzen soll. Dass hier eine Cultushandlung abgebildet ist, das ist durch die aufgehobenen Hände, die Zweige und das Messer gesichert. Ähnlich ist eine andere, ebenfalls auf einem Goldringe unbekannter, aber sicher mykenischer Herkunft eingegrabene Darstellung.[4] Auch hier ist in der Ecke wieder ein solches Gebäude[5] wie auf dem eben beschriebenen Ring; davor sitzt eine Frau (Göttin? Aphrodite?), die einen Spiegel in der Hand hält. Eine zweite Frau kommt mit erhobener Rechten wie eine Flehende heran.

Alle die genannten auf Gold erhaltenen Darstellungen haben eine auffallende Eigenthümlichkeit. Immer ist die Thüröffnung, oder was das sonst sein soll, durch eine in der Mitte stehende Säule getheilt. Dies scheint allen Analogien der Baukunst zu widersprechen.[6] Eine Säule als Stütze ist doch nur bei ungewöhnlicher Spannweite der Überdachung denkbar, die bei einer Tempelthür nicht anzunehmen sein wird. Auf den drei Darstellungen entspricht die Thürweite eigentlich der Breite des Tempels, und somit liegt die Annahme viel näher,

[1] Abgebildet bei Schuchhardt a. a. O., S. 232, Fig. 191. — Perrot-Chipiez, Hist. de l'art, VI, Fig. 111, S. 337.

[2] A. a. O., S. 654.

[3] Abgebildet bei Perrot-Chipiez a. a. O., S. 845, Fig. 23. — Tsundas a. a. O., Tafel 5, Fig. 3.

[4] Bei Furtwaengler-Loeschke, Mykenische Vasen, als Vignette über dem Vorwort (Zeichnung nach Abdruck, also in verkehrter Richtung).

[5] Furtwaengler hält es (S. 78) freilich für einen Altar.

[6] Krause, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1891, S. 602. (Die Erklärung Krauses, dass die Säule ein Cultbild darstelle, ist völlig unhaltbar.) Zwar sucht Luschan, Verhandlungen, 1892, S. 207, es

dass der Künstler uns das Innere eines Tempels andeuten wollte, welches durch eine Säulenreihe getheilt wird, von der eben nur die vordere Säule sichtbar ist. So hätten wir hier eine aus dem Orient stammende Eigenthümlichkeit, die bei Tempelbauten auch noch in späterer Zeit selbst in Europa sich wiederfindet. Außer dem oben besprochenen Tempel von Neandria gehören hieher die bekannte sogenannte Basilica von Paestum in Unteritalien, die Cella des alten Tempels von Locri[1] und das von Pausanias, X 5, 1, beschriebene Haus der Abgeordneten der Städte von Phokis, das Φωκικόν, ἐντὸς δὲ αὐτοῦ κίονες κατὰ μῆκός εἰσιν ἑστηκότες; dieses Haus diente auch als Tempel. Man wird daher mit Dörpfeld in dem Gebäude *VIC* mit den Innensäulen in der That einen Tempel erblicken müssen.[2]

Wir sind zu Ende. Ist auch das Fundergebnis recht klein,[3] so bleibt doch die von Dörpfeld entdeckte sechste Stadt, durch Homers Dichtung geadelt, interessant genug. Zudem ist die Örtlichkeit, nach dem bekannten Ausspruch Moltkes, das einzige Stück Wirklichkeit, das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig geblieben. Diese Wirklichkeit zu finden, war dem Manne, der zuerst auf der Stätte von Hissarlik den Spaten angesetzt und dadurch den Anstoß zu allen folgenden Entdeckungen gegeben hat, nicht vergönnt; er sollte die Auffindung des wahren Troja nicht erleben. Wohl meinte er in der zweiten Stadt Homers Ilios gefunden zu haben, in Wahrheit aber starb er hart vor Erreichung des Zieles, dem er sein ganzes Leben lang nachgestrebt hatte. Doch sein Verdienst wird darum nicht geringer. Schliemann hat viel mehr gethan als Troja gefunden; er hat die mykenische Cultur entdeckt und uns damit in eine Reihe von Jahrhunderten hineingeleuchtet, die vordem fast undurchdringliches Dunkel verhüllte.

an einem Beispiel syrischer Bauart wahrscheinlich zu machen, dass man unter Umständen eine Säule in die Mitte des Tempeleinganges stellte, doch kann man aus dem Beispiele vom Liwan, der saalartigen Nische arabischer Höfe, diese Überzeugung nicht gewinnen. Die Analogien aus der zweiten Stadt von Hissarlik, aus Tiryns und Mykenä gehören nicht hieher.

[1] Mittheilungen des archäologischen Institutes in Rom, 1890, S. 261 ff.

[2] Dörpfeld führt (Troja, 1893, S. 37) folgende zwei Punkte zur Unterstützung seiner Ansicht an: Erstens hat das Gebäude *VI C* eine so schmale Vorhalle, dass sie zu praktischen Zwecken kaum zu gebrauchen war; zweitens scheint der Platz vor der Vorhalle mit einer Mauer umgeben und so als besonderer Bezirk abgeschlossen gewesen zu sein, und dieser Hof lag nicht weit von der Mitte und damit auch von der höchsten Stelle der Burg.

[3] Ein eingehender Bericht Dörpfelds über die Funde der sechsten bis neunten Schicht mit vielen Abbildungen wird im Laufe des nächsten Winters unter dem Titel „Troja und Ilion" erscheinen.

Graz, im Juni 1895.

A. Heinrich.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032207360

JAN 25 1924